



Gruppenbild. Tobias Klautke, Jutta Richarz, Marvin Spichale (vorn), Moritz Westkämper, Nora Colie und Manfred Mieruszewski (v. l.).

BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLÄGER

Es war vor fast genau einem Jahr, als Angela Merkel die Deutschen darauf einstimmt, dass 2009 ein Jahr schlechter Nachrichten werden würde. Die Regierung rechnete mit der tiefsten Rezession seit 60 Jahren, Forschungsinstitute sagten den Verlust von einer Million Arbeitsplätze voraus. Eine neue Zeitrechnung hatte begonnen. Und es schien sicher zu sein, dass sich 2009 das Leben aller Menschen verändern würde. Aber ist das wirklich passiert? Hat die weltweite Finanzkrise das Leben eines Mannes berührt, der aus einem Gefängnis in Berlin-Tegel entlassen wird? Oder das eines Kindes aus Hellersdorf, dessen Eltern arbeitslos sind? Wie geht ein Abiturient mit seinen Zukunftsängsten um? Wie lernt ein Siemens-Arbeiter mit der freien Zeit umzugehen, wenn er plötzlich weniger gebraucht wird? Hat die Amerikanerin, die wegen der günstigen Mieten in Berlin leben will, ihre Entscheidung bereut? Oder die Rentnerin, die angefangen hat zu studieren und von ihren Freundinnen belächelt wird? Sechs Redakteure der Berliner Zeitung erzählen von sechs Menschen, ihren Ängsten, Zweifeln, ihrer Suche nach Liebe, Anerkennung und einem Sinn im Leben.

♦ ♦ ♦

2009 beginnt. Moritz Westkämper fasst einen guten Vorsatz. Tobias Klautke erholt sich vom Schichtdienst. Nora Colie bleibt allein in Berlin zurück

In der Silvesternacht verabschiedet sich **MORITZ WESTKÄMPER** nicht nur vom vergangenen Jahr, sondern auch von seiner Kindheit. Am Vormittag ist seine Mutter bei ihm ausgezogen. Achtzehn Jahre lang haben sie sich eine Zweiraumwohnung in Tempelhof geteilt. Nun zieht seine Mutter zu ihrem Freund nach Falkensee. Sie ist Arzthelferin in einer Potsdamer Klinik. Von Falkensee aus ist es einfach näher zum Dienst.

Als seine Mutter ihm von ihren Plänen erzählte, war Moritz Westkämper geschockt. Aber der Schock wich bald einer gewissen Vorfreude. Er ist neunzehn und hat eine Wohnung für sich, die von seiner Mutter bezahlt wird. Kein schlechter Start in das Jahr, in dem er sein Abitur macht. Zumindest das ist klar. Alles andere eher nicht. Er muss sich entscheiden, was aus ihm werden soll. Ob er Basketballprofi wird oder studiert. Ob er in Berlin bleibt oder zu seiner Freundin Carolin nach Rostock zieht. Vielleicht sucht er sich auch einen Job im Ausland.

Sechs Leben, ein Jahr

Tobias Klautke ist Schichtarbeiter,
Moritz Westkämper Abiturient.
Nora Colie lebt als Amerikanerin in Berlin,
Jutta Richarz geht als Rentnerin zur Uni.
Manfred Mieruszewski fängt nach der Haft neu an.
Marvin Spichale sucht als Hartz-IV-Kind seinen Weg.
Wir haben sechs Berliner durch das
Krisenjahr 2009 begleitet.

VON PETRA AHNE, FRANK JUNGHÄNEL,
ANDREAS KOPIETZ, BORIS HERRMANN, THOMAS LEINKAUF, ANJA REICH (TEXT)
UND MAX LAUTENSCHLÄGER (FOTOS)

Erstmal entscheidet er sich, gemeinsam mit Caro die Silvesterparty am Brandenburger Tor zu besuchen. Mitternacht machen sie Fotos, trinken Sekt aus Plastikbechern, sehen sich das Feuerwerk an. Moritz Westkämper fasst sogar einen guten Vorsatz für das neue Jahr: „Ich gebe alles, um mein Abi mit 3,0 zu machen.“ Er sagt, dass er in letzter Zeit ziemlich faul gewesen sei. „Jetzt könnte ich mir deswegen in den Arsch beißen.“ Seit der 11. Klasse besucht er das Coubertin-Gymnasium in Friedrichshain, eine Sportschule, zu DDR-Zeiten hieß sie „KJS Ernst Grube“. KJS steht für Kinder- und Jugendsportschule. Ernst Grube war Kommunist und Arbeitersportler. Von all dem weiß Moritz Westkämper nicht viel. Er wurde am 18. Januar 1989 in Kreuzberg geboren.

TOBIAS KLAUTKE hat Weihnachten bei seinen Eltern in Spandau gefeiert, Silvester hat er mit Freunden gefeiert. In den Tagen dazwischen hat er Überstunden abgebummelt, das ist so üblich in dieser auftragsschwachen Zeit. Nach solchen Tagen ist es gewöhnungsbedürftig, wieder zur Arbeit zu gehen, der Rhythmus ist weg. Tobias Klautke, 32, arbeitet bei Siemens im Dreischicht-System.

Im Betrieb brodeln im neuen Jahr die Gerüchte, sein Bereich würde schon sehr bald zu Kurzarbeit übergehen. Die Nachfrage nach den Schaltern, die Tobias Klautke montiert, geht stark zurück. Eine Folge der Krise. Noch im Januar werden die Aufträge um 60 Prozent einbrechen. Tobias Klautke rechnet damit, künftig nur noch drei bis vier Schichten pro Woche zu arbeiten, die Nachtschicht könnte ganz wegfallen. Finanziell wäre das für ihn zu verkraften, er verdient gut, 1 600 und 1 700 Euro auf die Hand, in Kurzarbeit wären es 100 bis 200 Euro weniger. Die Wohnung kostet 500 Euro warm, ein Auto hat er nicht. Mit dem Rauchen hat er vor anderthalb Jahren aufgehört. Er ist ledig und hat keine Kinder.

NORA COLIE weint. Es ist der zehnte Januar 2009. Seit einer Woche ist Fernando weg, zurück in New York. Gestern waren die Vermieter da und haben Dinge aus ihrer Wohnung geholt, auch die Matratze, auf der sie mit Fernando geschlafen hat. Sie schläft jetzt auf der Wohnzimmercouch.

Für Nora Colie aus Portland, Oregon, ist das Leben als Gast in Berlin vorbei. Ein Jahr hat sie mit ihrem Freund Fernando in einer großen Altbauwohnung in Prenzlauer Berg gewohnt. Fernando, ein Unternehmensberater, hatte hier beruflich zu tun. Nun ist er zurückgezogen nach New York. Nora Colie will in Berlin bleiben. Sie hat Fernando gesagt, sie wolle es für drei Monate versuchen. Jetzt sagt sie, dass sie sich auch vorstellen könne, für immer hier zu wohnen. Sie ist 37 Jahre alt, nichts in ihrem Leben ist fest, alles

Fortsetzung von Seite 1

ist möglich. Eine neue Arbeit, eine neue Stadt, eine neue Liebe, vielleicht Kinder, vielleicht keine, vielleicht Berlin, vielleicht New York. Nora Colie wischt sich die Tränen ab. Sie muss das jetzt anpacken, ihr neues Leben. Sie braucht eine neue Wohnung, ein Visum, eine Krankenversicherung. Deutsch müsste sie auch lernen, wobei das zweitrangig ist, in der Filmfirma, in der sie drei Tage pro Woche arbeitet, ist Englisch Geschäftssprache.

Ein paar Tage später geht Nora Colie in die englische Buchhandlung St. George am Kollwitzplatz. In Washington wird Barack Obama als Präsident der Vereinigten Staaten vereidigt. In Prenzlauer Berg sitzen rund 150 Exilamerikaner vor einer Leinwand. Menschen, die in Berlin, dem neuen wilden Zentrum Europas, in dem die Mieten noch bezahlbar sind, ein neues Leben begonnen haben. Nora Colie hat ein Rotweinglas in der Hand. Auf der Leinwand singt Aretha Franklin. Obama sagt, vor 60 Jahren wäre sein Vater hier noch nicht einmal in einem Restaurant bedient worden. Viele weinen. Nora Colie trinkt das zweite Glas Wein. Sie ist sehr ruhig. Man kann nur ahnen, was dieser Moment für sie bedeutet.

Sie hat die gleiche Hautfarbe wie Obama. Ihr leiblicher Vater ist schwarz, aber sie wusste das lange nicht. Ihre Mutter sagte immer, ihre Haut sei so dunkel, weil sie als Baby zu lange in der Sonne gelegen habe. Sie glaubte das. Sie war zehn, als sie ihre Mutter zur Rede stellte. „Kannst du dich an den Mann in der Mall erinnern?“, fragte die.

Der Mann in der Mall hatte sich manchmal zu ihnen gesellt, wenn sie einkaufen gingen. Er kaufte Nora Colie Eis und Spielzeug, einen Walkie-Talkie, ein Solarradio, Bettwäsche mit bunten Elefanten drauf. Sie hatte sich immer gewundert, wer dieser Mann war, warum er ihr Geschenke machte und ihren Schwestern keine. Jetzt kannte sie den Grund. Der Mann war ihr Vater.

FEBRUAR. Manfred

Mieruszewski langweilt sich. Marvin Spichale kauft sich ein Herthatrikot. Jutta Richarz hat Ferien

MANFRED MIERUSZEWSKI liegt auf dem Doppelstockbett und zappt die Fernsehsender durch. Es ist nachts um halb eins. Mieruszewski schläft oben. Die Zelle hat ein Waschbecken und eine Toilette mit Tür, was im Knast großer Luxus ist. Auch der Fernseher ist Luxus, den hat sein Mithäftling spendiert. Er kostet 18 Euro Monatsmiete.

Seit November 2007 sitzt Manfred Mieruszewski, den alle Manne nennen, in der Justizvollzugsanstalt Tegel, und seitdem ist jeder Tag wie der andere. Es gibt im Gefängnis keine Arbeit für Manne, nicht in der Küche, nicht in der Wäschekammer und auch nicht in der Buchbinderei. Er hat zwei Insassen gefunden, mit denen er Skat spielt. Skat, Schlafen, Fernsehen. „Es ist wie im Hotel, aber leider völlig sinnlos“, sagt er. „Und das Fressen ist saumäßig.“

Manfred Mieruszewski wurde sechs Mal von der Polizei volltrunken auf dem Fahrrad erwischt. Jedes Mal bei Routinekontrollen. Seine Strafen wurden zur Bewährung ausgesetzt, bis er wegen des „Verwendens von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen“ wieder verurteilt wurde. Er hatte mit Kumpels betrunken auf einem Gehweg gestanden und einer Frau gegenüber den rechten Arm zum Hitlergruß erhoben, so steht es im Urteil. Er selbst sagt, er habe nur jemanden mit „Hi Uwe“ begrüßt. Manne wurde zu 20 Monaten Gesamtfreiheitsstrafe verurteilt. Im April läuft sie ab. Zwei Monate noch. Zwei Monate Langeweile.

Schon bevor die S-Bahn in den Hauptbahnhof einfährt, springt **MARVIN SPICHALE** auf. Die Fahrt war lang, von Marzahn, wo er wohnt, bis hierher, über eine halbe Stunde. Marvin ist ungeduldig, er will jetzt endlich ankommen im Hertha-Fan-shop, ein Trikot kaufen. Sein Trikot. Er hat lange gesparrt dafür, jetzt hat er 39 Euro in der Tasche für das Hemd und nochmal zwölf, weil es extra kostet, sich den Namen eines Fußballspielers aufdrucken zu lassen. Er wird Raffael nehmen.

Als Marvin aus der Umkleidekabine kommt, in dem neuen weißen Hemd mit der blauen Schrift, sieht er stolz aus, und gleichzeitig so, als wolle er sich das nicht anmerken lassen. Das Hemd ist ein bisschen lang und weit, aber seine Mutter hat gesagt, er soll lieber eine Nummer größer nehmen. Dann hat er es länger.

Marvin lässt das Hemd gleich an, auch wenn es ein bisschen kalt ist unter der Jacke. Hertha ist für ihn in den letzten Monaten wichtig geworden, so wichtig, wie wenige Dinge in seinem Leben. Dass er jetzt das Trikot tragen kann, lässt ihn vielleicht noch etwas mehr ankommen in seinem neuen Leben in Berlin.

Marvin ist zehn Jahre alt, er ist im Herbst 2008 mit seinen Eltern und seiner Schwester von Kassel nach Berlin gezogen. Seine Mutter kommt aus Berlin, sie wollte schon lange zurück. Marvins Eltern leben von Hartz IV. Marvins Vater ist

Schweißser, seine Mutter hat als junge Frau eine Ausbildung zur Köchin abgebrochen und seitdem einfache Arbeiten gemacht. Küchenhilfe, Altenpflegerin, Verkäuferin. Jetzt, ein paar Monate nach dem Umzug, ist Thomas Spichale immer noch arbeitslos. Seine Frau jobbt bei einer Firma, die Essen in Kitas bringt. Es ist eine unregelmäßige Arbeit, mit der sie nur 100 Euro zusätzlich zum Geld vom Amt verdient.

Für Marvin scheint Berlin besser begonnen zu haben als für seine Eltern. Er hat eine neue Leidenschaft, Fußball. Er bekommt Hilfe bei seinen Schulproblemen. Seine neue Klassenlehrerin hatte

FEBRUAR/MÄRZ. Manfred Mieruszewski feiert Geburtstag. Nora Colie zieht um. Tobias Klautke macht Frühjahrsputz, Moritz Westkämper duscht seinen Frust ab

Am 26. Februar wird **MANFRED MIERUSZEWSKI** 58, ein Grund zum Feiern, auch im Knast. Manne ist zwar die ganze Zeit über clean geblieben, sagt er, was nicht schwer war, weil im Knast für Alkohol und Drogen Wucherpreise verlangt werden. Heute aber

wird eine Ausnahme gemacht. Ein paar Mitgefangene holen Korn und Weinbrand raus und trinken einen in Manne's Zelle. Gefängnis ist nichts Neues für Manne. Er war politischer Häftling im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen und in Rüdersdorf, unter anderem, weil er Flugblätter gegen den Sozialismus gedruckt hatte. Manne hat auch mal die Straßenschilder der Leninallee verändert. Er hat das letzte E übermalt. „Leninalle“ stand dann da.

In seiner Akte hat Manne gelesen, dass die Stasi seine ganze Wohnung verwanzt hatte. Ihn interessiert das eigentlich nur noch, weil er eine Opferrente erhalten soll.

terhaus und ist klein, ein Zimmer, Küche, Bad, aber hier kann sie erstmal bis Ende März bleiben. Fernando sei einsam in New York, erzählt sie. Er hätte gerne ein Kind mit ihr. Sie sagt, sie wisse nicht, ob Fernando der richtige Mann sei.

Wie datet man eigentlich deutsche Männer, fragt sie. Sie findet es schwierig, hier Männer kennenzulernen. Deutsche Männer würden nicht so auffällige Zeichen geben wie amerikanische. In New York brauche man nur in eine dieser Dating-Bars zu gehen, und schon habe man ein Date. Gibt es Dating-Bars in Berlin?, fragt sie.

TOBIAS KLAUTKE nimmt eine Sammlung kleiner Figuren aus seinem Regal im Wohnzimmer, Dämonen aus „Der Herr der Ringe“. Er wischt sie mit einem Lappen ab. Dann kommen metallene Werkstücke an die Reihe, die er als Lehrling gefertigt hat, Locher, ein Schraubstock, ein kleiner Lkw. Er staubt die liegende Kunststofffrau ab, die ihm als Fuß seines Wohnzimmertisches dient, und wischt die Glasplatte darüber blank. Er nimmt die Bücher aus dem Regal, eine Reihe „Lebendiges Tierreich“, die noch aus seiner Kindheit stammt, Backbücher, Hermann Hesses Steppenwolf, Marx und Engels. Das Bad hat er schon geschrubbt und den blauen Teppichboden gesaugt, später wird er sich den Backofen vornehmen. Tobias Klautke macht Frühjahrsputz.

Früher, als er noch bei den Eltern wohnte, hat er manchmal der Mutter geholfen, wenn es ans Putzen ging. Aber selbst Großreine zu machen, war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Aufgabe der Männer ist es, mit Werkzeugen umzugehen, „im Endeffekt“, sagt Tobias Klautke. Er sagt gerne „im Endeffekt“, vor allem, wenn er etwas ausdrücken will, das für ihn unumstößlich ist. Man arbeitet und verdient damit sein Geld, ist so eine Wahrheit. Wer arbeiten kann, soll auch arbeiten können, eine andere. Oder: Wo der Vater ein Arbeiter ist, wird meist auch der Sohn ein Arbeiter.

Sein Realschulabschluss war gut, er hätte Abitur machen können, aber er bewarb sich für eine Ausbildung bei Siemens. Acht Jahre arbeitete er dann in der Stanzerei, bis Siemens sie vor drei Jahren dicht machte und die Produktion outsourcte. Tobias Klautke wurde in das Werk für Niederspannungsschalter versetzt, er baut die Schalter zusammen, eine Akkuschrauberarbeit. Seit März ist er auf Kurzarbeit, weil die Aufträge weggebrochen sind. Er hat jetzt Zeit.

Am 21. März spielen die Central Hoops in der Sömmeringhalle in Charlottenburg gegen den MTV Itzehoe. Moritz' Freundin Caro und sein Vater Elmer schauen zu.

MORITZ WESTKÄMPER spielt seit seinem 14. Lebensjahr Basketball. „Ich habe immer gedacht, dass ich besser bin als andere.“ Das ist er lange Zeit auch. Er fährt zur Jugendolympiade nach Italien, er wird mit seiner Mannschaft Europameister der unter Sechzehnjährigen. Als der Hauptstadtclub Alba an ihm interessiert ist, sieht alles nach einer Bilderbuchkarriere aus. Im ersten Jahr wird er mit der U19 Deutscher Vizemeister. Dann ist er für die Jugend zu alt. Moritz kommt in die Regionalliga-Mannschaft und verkümmert auf der Bank. „Die haben sich ein paar Amis geholt, da hatte ich keine Chance.“

Ein halbes Jahr erträgt er das, was er für eine Missachtung seiner Fähigkeiten hält, dann wechselt er zu dem kleineren Berliner Verein Central Hoops. Von hier aus will er noch einmal einen neuen Anlauf nehmen. Einen starken Verein suchen und noch zehn Jahre Basketball spielen, das ist für ihn mehr als eine Option. Es ist ein Traum. Am liebsten würde er Profi werden. „Alle sagen, wie gut ich bin. Für Basketball gebe ich alles.“ Etwas anderes kann man sich für ihn auch schwer vorstellen. Er misst 1,93 Meter, wiegt 93 Kilo und hat Schuhgröße 49. Die Jeans sind drei Nummern zu groß, in seinem Kapuzenshirt verschwindet er wie in einer Mönchskutte. Wenn er läuft, ist sein Oberkörper permanent in Bewegung, Arme und Hände vollziehen fließende Bewegungen. Wenn er sitzt, sinkt er in sich zusammen wie eine Handpuppe. Ein solcher Körper ist zum Herumsitzen nicht geschaffen.

Aber er hat jetzt öfter das Gefühl, dass ihm der Basketball nicht genug zurückgibt. Er ist sehr ehrgeizig. Und sehr ungeduldig.

Nach einigen Minuten steht es 18:2 für Itzehoe. Moritz Westkämper war noch nicht auf dem Feld.

„Es ist interessant, wie er menschlich damit umgeht“, sagt sein Vater, der zu den Spielern kommt, so oft er kann. „Er kann alles spielen, jedes System, aber die haben hier gar kein System und deshalb spielt er nicht.“

Moritz Westkämper hatte nicht damit gerechnet, dass er für diese Mannschaft überqualifiziert ist. In der letzten Saison waren die Hoops in die 1. Regionalliga aufgestiegen, jetzt stehen sie wieder kurz vor dem Abstieg. Seine Freundin Carolin Jürfs weiß, was in ihm vorgeht. Sie hat selbst jahrelang Handball gespielt. Sie ist groß, schlank, ihre kinnlangen blonden Haare hat sie zu einem Zopf straff in den Nacken gezogen. Was ein bisschen streng wirkt. Caro studiert in Rostock Sport und Englisch. Moritz sieht sie zurzeit nur an den Wochenenden. Wenn er verliert, ist das für beide nicht so schön. Er hat in letzter Zeit oft verloren.

Als Itzehoe mit 18:4 vornliegt, wird Moritz Westkämper von seinem Trainer auf Feld ge-

Nora Colie, 37, Filmemacherin



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER

schnell den Verdacht, dass er an Legasthenie leidet und eine Aufmerksamkeitsstörung hat. Ein Psychologe wird jetzt mit ihm arbeiten, damit es ihm leichter fällt, zu lernen, sich zu konzentrieren und seine Wutanfälle in den Griff zu bekommen. In Kassel war Marvin nur ein Kind, das schlecht in der Schule ist und sich viel prügelt. Über Kassel sagt Marvin: „Ich vermisste nichts, außer Döner mit Tsatsiki. Das gibt es in Berlin nicht, ich hab sogar schon im Internet gesucht.“

Im Februar beginnen an der TU-Berlin die Semesterferien. Die Gänge sind leer. Um einen Aschenbecher stehen ein paar Studenten und rauchen zum Abschied gemeinsam gegen den Ostwind an. Ein Farblecks stört diesen grau melierten Stummfilm. Es ist die Studentin **JUTTA RICHARZ**, die wild winkend unter dem Vordach wartet. Sie hat grasgrüne Ohrhinge angelegt und ihre Lippen rot angemalt. Jutta Richarz ist 66 Jahre alt. „Schade, dass das Semester schon zu Ende ist“, sagt sie.

Jutta Richarz studiert im vierten Semester Stadtentwicklung. Sie hat sich schon immer für Geschichte, Literatur und Architektur interessiert, aber selten Zeit dafür gehabt. Mit 63 ist sie in Rente gegangen, nach vier Jahrzehnten als Zahnarztthelferin. Sie hat einen Sohn groß gezogen und ihren Mann, der beim Entwicklungsdienst arbeitete, von Bielefeld über Bonn und Kamerun nach Westberlin begleitet. Gegenüber ihren Freundinnen hatte sie immer das Gefühl, nicht ebenbürtig zu sein. Weil sie nie studiert, nicht einmal das Abitur gemacht hat. „Ich habe mir das früher nicht gegönnt“, sagt sie. Manche dieser Freundinnen haben sie auch belächelt, als sie sich vor zwei Jahren an der Uni eingeschrieben hat. Aber Jutta Richarz hat jetzt endlich das Gefühl, an einem ganz normalen Werdegang zu arbeiten. Nur eben in umgekehrter Reihenfolge.

Nichts in Nora Colies Leben ist fest. Alles ist möglich.

Eine neue Arbeit, eine neue Stadt, eine neue Liebe, vielleicht Kinder, vielleicht keine. Vielleicht Berlin, vielleicht New York. „Wie datet man eigentlich deutsche Männer“, fragt sie.

Magazin

schickt. Er provoziert ein Foul, bekommt den Freiwurf und macht zwei Punkte. Sein Kopf ist sofort knallrot. Er dribbelt, kämpft, versenkt einen Weiwurf. Zur Drittelpause steht es nur noch 18:11 für die Gäste. Doch mit Beginn des zweiten Drittels verpufft der Angriff. Bei 28:12 muss er wieder raus. Er konnte nichts weiter ausrichten. Alle Wechselspieler der Central Hoops sitzen auf der Bank, nur Moritz Westkämper steht ganz links, hüpfte auf der Stelle, lässt die Arme kreisen, wartet darauf, nochmal eingesetzt zu werden. Als es im letzten Drittel 60:38 für Itzehoe steht, setzt er sich hin. Noch sechs Minuten. Er breitet seine Arme über die Stuhllehnen rechts und links neben sich. Es ist vorbei.

Nach dem Spiel bleibt er ewig in der Kabine. „Frustr abducken“, sagt Carolin Jürß. Gemeinsam mit seinem Vater wartet sie vor der Halle auf den Freund. Sie haben heute zweijähriges Jubiläum, seit zwei Jahren sind sie zusammen und wollen das feiern, den Umständen entsprechend. Dann erscheint er endlich. „Katastrophe“ sagt er. „Ich dachte, dass ich nochmal reinkomme.“ „Dachten wir auch“, sagt seine Freundin. Sein Vater umarmt ihn. Er hat frisches Brot für ihn dabei. Das bäckt er selber, und immer, wenn sie sich sehen, gibt er seinem Sohn einen Laib mit. Das ist ihr Ritual.

Moritz Westkämper packt das Brot in die Sporttasche. „Na super“, sagt sein Vater, „tolles Aroma.“ Sie gehen zur U-Bahn. „Was macht ihr noch“, fragt der Vater. „Mal sehen“ sagt Moritz, „was Nettes essen oder so.“ An diesem Tag beginnt Moritz Westkämper zu begreifen, dass es mit dem Basketball vorbei ist. Die Central Hoops steigen ab, das ist sicher. In einer Woche spielen sie auswärts gegen Halle. „Ich weiß nicht, ob ich da überhaupt noch mitfahre.“ Das hat doch keinen Sinn für fünf Minuten.“ In der S-Bahn, zwischen den Stationen Tiergarten und Bellevue, sagt er nebenher einen Satz, dessen Bedeutung ihm in diesem Augenblick gar nicht bewusst ist: „Ich bin jetzt soweit im Kopf, dass es auch anders gehen muss.“ Vielleicht entscheidet sich hier sein Leben.

APRIL. Nora Colie zieht schon wieder um, Manfred Mieruszewski kommt aus dem Knast. Jutta Richarz übt das Studentenleben

Ende März läuft **NORA COLIE**s Untermietvertrag aus. Sie zieht wieder um, diesmal auf die andere Seite vom Friedrichshain, in eine Erdgeschosswohnung, sie hat einen kleinen Garten zum Hof.

Sie sagt, sie schaffe nicht, was sie schaffen will. Das Visum, die Arbeit. Die Krankenversicherung. Sie hat ein Myom in der Gebärmutter, sie muss sich behandeln lassen. Sie fährt zu einer Ärztin in Pankow, die sie kostenlos untersucht. Sie ist das erste Mal so tief im Osten. Ein Freund hat ihr gesagt, als Schwarzer würde er nicht nach Pankow fahren. Sie ist überrascht, wie freundlich alle zu ihr sind. Der Warteraum ist voll, aber sie muss nicht lange warten, die Gynäkologin macht einen Ultraschall, sagt, sie soll das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Sie sagt auch, dass man ihr vielleicht die Gebärmutter herausnehmen müsse, die Chancen seien nicht groß, aber sie müsse damit rechnen. Nora Colie ist schockiert, sie will sich nicht die Gebärmutter herausnehmen lassen, sie will Kinder bekommen. Im Internet liest sie, dass man mit einer Diät das Myom zum Schrumpfen bringen kann. Sie hört auf, Alkohol zu trinken und isst nur noch bestimmte Dinge, kein Fleisch, keine Butter, keine Eiweiße.

Am Morgen des 1. April gibt **MANFRED MIERUSZEWSKI** seine Bettwäsche ab. Er packt seine Reisetasche mit seinen paar Habseligkeiten, und dann geht für ihn die Tür neben der Hauptpforte an der Seidelstraße 39 in Tegel auf. Er hat 22 Euro dabei. Davon kauft er sich eine Fahrkarte und fährt zum Bezirksamt Pankow in der Fröbelstraße. Eine Mitarbeiterin der Abteilung „Soziale Wohnhilfe“ gibt ihm die Adresse einer Obdachlosen-Pension im Ortsteil Wilhelmshagen. Manne findet dort eine schäbige Bude vor, in der sich die Tapeten lösen und dreckige Unterwäsche herumliegt. Er fährt zur Stargarder Straße in Prenzlauer Berg, wo er früher wohnte. Als er ins Gefängnis kam, ließ der Vermieter die Wohnung räumen, brachte Mannes Möbel in einen Speicher in Weißensee und begann zu sanieren, machte aus zwei Wohnungen eine. Manne hat keine Wohnung und kein Bett mehr, aber er erinnert sich, dass es im Keller immer einen freien Verschlag gab. Den Haustürschlüssel hat er noch. Er passt. Der Verschlag ist immer noch da. Manfred Mieruszewski legt sich auf eine Europalette. Er hat nichts zum Zudecken, er schläft sofort ein.

Am nächsten Morgen wird Manne gegen sieben wach, kauft sich an einem Imbissstand eine Bockwurst und einen Kaffee. Dann fährt er zum Jobcenter in der Storkower Straße, wo man ihm das Überbrückungsgeld auszahlt, das Haftentlassenen zusteht: 219 Euro, die einen Monat reichen müssen. Er fährt wieder zum Bezirksamt, wo ihm eine Mitarbeiterin die Adresse eines Wohnheims in der Kreuzberger Adalbertstraße gibt. Die Miete zahlt das Amt, Manne muss 50 Euro Schlüsselpfand hinterlegen.

Das Wohnheim ist im Seitenflügel eines alten Mietshauses untergebracht. Manne

hat ein vier mal fünf Meter großes Zweierzimmer, das er sich mit einem Libanesen teilt, der wegen Drogendelikten einsaß. Auf dem Laminatfußboden stehen ein Sofa mit Kunstlederbezug, ein mit Fliesen belegter Couchtisch. Die Ränder von Mannes braunen Lederschuhen sind nach innen geklappt, er trägt die Schuhe wie Pantoffeln. Seine Füße sind mit Binden umwickelt, die an den Hacken blutig sind. Er ist mehrmals zu Fuß zum Büro der Straffälligen- und Bewährungshilfe an der Bundesallee gegangen, um Geld zu sparen – elf Kilometer hin, elf Kilometer zurück.

Als Manne das Büro der Sozialarbeiterin verlässt, hat er einen Mietvertrag in der Hand für eine 27 Quadratmeter große möblierte Wohnung in der Neuköllner Hertzbergstraße. 318 Euro Kaltmiete. Die Frage ist nur, ob das Jobcenter Pankow die übernimmt. Am 9. April steht er um 7.40 Uhr vor dem Jobcenter. Im Warteraum sind zwölf graue Metallstühle auf den Fußboden geschraubt. Hinten stehen vier Schreibtische, an denen Frauen sitzen, abgetrennt durch Glasscheiben. Eineinhalb Stunden später

ihrer Mutter hat Richarz schon als kleines Mädchen gehört, dass sie im Vergleich zu ihrer Schwester fürchterliche Briefe schreibe. „Das hat mein Selbstbewusstsein nicht gerade gestärkt“, sagt sie. Und vielleicht war das auch der Grund, weshalb sie damals, mit 22 Jahren, zugesagt hat, als ihr die Stelle in der Zahnarztpraxis angeboten wurde.

Jetzt muss sie schreiben. Bis Anfang Juli soll sie eine zwanzigseitige Projektarbeit abgeben.

APRIL. Manfred Mieruszewski bekommt eine Wohnung. Marvin Spichale kommt nicht zur Verabredung. Moritz Westkämper hat seinen letzten Schultag

Als **MANFRED MIERUSZEWSKI** in Neukölln die Wohnungstür das erste Mal hinter sich schließt, steht er in einem frisch

gemalerten Zimmer mit einem Metallbett, einem Tisch, einem Regal und einem Schrank. Es gibt eine Kochnische mit einem Elektroherd, das Bad ist weiß gefliest. Manne ist glücklich. Eine eigene Wohnung. Er darf allein sein. So lange er will. Es könnte so schön sein, wenn er nicht diese Zahnschmerzen hätte. Die Ärztin kann ihm nur die Schmerzen wegspritzen, weil er noch keine Krankenversicherungskarte hat. Das Sozialamt hat ihn erst ab Mai versichert.

Das Jobcenter hat Manne 70 Euro angewiesen für die Erstausrüstung seines Haushalts. Er kauft sich eine Matratze, einen Topf, eine Bratpfanne. Dann ist das Geld alle. Die Sozialarbeiterin beantragt Geld für neue Schuhe, eine zweite Hose und ein sauberes Hemd. Der Antrag wird abgelehnt, wegen des „Nichtvorliegens eines unabweisbaren Bedarfs“ und dem Verweis darauf, dass der Antragsteller ja „Regelleistung“ beziehe, also den Hartz-IV-Satz.

Manne beginnt Pfandflaschen zu sammeln. Am Kiehlufer sind die Papierkörbe

macht er zu. Seine Lehrerin weiß das, deswegen mag er die auch. Aber nicht jeder versteht das.“

Der Psychologe sagt über Marvin: „Er hat noch die narzistische Grundhaltung des kleinen Kindes, diese Haltung: ‚Die Welt wird von mir so aufgebaut, wie ich sie benötige.‘ Sein Verhältnis zu den Eltern ist sehr kameradschaftlich, er wird oft behandelt wie ein kleiner Erwachsener. Deswegen hat es in der Vergangenheit wohl gemangelt am Setzen von Grenzen, am Geben von Strukturen, am Training von Abläufen. So wurde seine psychisch-emotionale Reifung nicht ausreichend gefördert. Wenn er seinen Willen nicht durchgesetzt kriegt, macht er dicht oder rastet aus.“

Am 3. April ist für **MORITZ WESTKÄMPER** der letzte Schultag am Gymnasium. „War nicht so cool“, sagt er am Telefon. „Die letzte Stunde hatten wir bei unserer Lieblingslehrerin, Politik in China. Danach waren wir Frühstück.“ Er will jetzt auf jeden Fall studieren.

Marvin Spichale, 10, Schüler



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER

hat Manne den nötigen Stempel: Das Jobcenter übernimmt die Miete. Er fährt zurück zur Bewährungshilfe, wo er den Schlüssel für seine Wohnung bekommt.

Der Campus der TU-Berlin füllt sich wieder mit Leben. Es sind die Tage der Erstsemesterparties, der überfüllten Beratungszimmer, der Jagd nach Einschreibefristen. Studien-, Lebens- und Berlinanfänger schwärmen durch die Universität. Irgendwo dazwischen steht die 66-jährige **JUTTA RICHARZ** mit einem Pappbecher Automatenkaffee und versucht, nicht zu fremdeln.

Wenn man nicht studiert, um auf dem Arbeitsmarkt zu bestehen, um Karriere zu machen, dann kann es nur um das Wesentliche gehen – um das Lernen selbst. Aus Sicht von Richarz ist das der Hauptunterschied zwischen ihr und den jüngeren Kommilitonen. Sie hat ihre Zukunftsängste bereits hinter sich. Sie hat dafür andere Ängste.

Zum Beispiel, dass sie im Hörsaal übereifrige Oma wahrgenommen wird. Weil sie keine Lust hat, sich die grauen Haare zu färben, weil sie in ihrem Zahnarztpraxisleben nie gelernt hat, sich vor eine Gruppe zu stellen und ein Referat zu halten. „Wissen Sie, ich möchte mich eigentlich nicht blamieren“, sagt sie. Jutta Richarz hat deshalb gelernt, dass es manchmal besser ist, sich mit Wortmeldungen zurückzuhalten. „Sonst heißt es gleich, da kommen die Alten wieder.“ Und sie versucht, sich wie eine ganz normale Studentin zu verhalten. Sie kommt mit dem Fahrrad, sie isst in der Mensa, sie verbringt die Freistunden mit ihren Rentner-Kolleginnen auf dem Campus. „Wir sehen ja, wie die Jungen da so rumsitzen, stundenlang. Und so machen wir das dann auch.“

Da ist aber noch diese andere Angst, die Jutta Richarz jetzt wieder einholt. Sie hat einen Schreibkomplex. Sie sagt: „Ich wusste immer, du kannst das eigentlich gar nicht. Du hast das noch nie gekonnt.“ Von

Was Marvin mag: Fußball. Die Fernsehserie Schloss Einstein. Singen, vor allem Hertha-Lieder. Wovor Marvin Angst hat: Böden aus Glas. Fliegen. Hotelzimmer, weil da ein Mann Kinder aus den Betten klat. „Das“, sagt er, „hab' ich im Fernsehen gesehen.“

voll damit. Er muss rechtzeitig da sein, am besten früh morgens, weil immer mehr Leute Flaschen sammeln. In seinem Regal liegt ein Päckchen Toastbrotscheiben. Davon ernährt er sich. Auf dem Tisch häuft sich ein Berg loser Tabak. Er dreht sich seine Zigaretten selbst. Die Zahnschmerzen werden immer schlimmer. Seine Schmerztabletten sind alle. Er borgt sich zehn Euro, um sich in der Apotheke neue zu kaufen.

Ein Tag im April, Verabredung mit **MARVIN SPICHALE**. Doch Marvin ist nicht da. Er ist in der Arche, einer Einrichtung, in der sozial benachteiligte Kinder Zeit verbringen können. „Er wollte unbedingt gehen“, sagt seine Mutter.

Gabriele Spichale ist eine füllige, herzliche Frau mit weichen Gesichtszügen. Sie hat Kaffee gekocht, ihr Mann sitzt auf dem Sofa. Der Fernseher läuft, RTL, eine Nachmittags-Talkshow. Thomas Spichale hat noch keine Arbeit gefunden, seine Frau hat den Job beim Menü-Taxi verloren, sie sei telefonisch nicht erreichbar gewesen, das ginge nicht, sagte man ihr. Das war wegen dem Telefonanschluss, sagt Marvins Mutter, sie wollte den Anbieter wechseln, etwas ist schiefgelaufen, es klingt kompliziert. Die Arbeit mochte ich sowieso nicht, sagt Gabriele Spichale.

Sie erzählt von einem Telefonat mit dem Psychologen, zu dem Marvin seit April geht. Es ging darum, einen neuen festen Termin für die wöchentlichen Treffen zu finden. Marvins Mutter sagte, sie werde ihren Sohn fragen. „Da sagte er, Sie können doch Ihr Kind nicht fragen, wann es zu mir kommen will. Ich habe gesagt, aber natürlich muss ich das. Er hat feste Termine, Fußball zum Beispiel. Das kann man ihm doch nicht nehmen.“ Sie lasse Marvin nicht alles durchgehen. „Aber man muss einfühlsam mit ihm sein. Sonst

MAI. Nora Colie ist glücklich. Marvin Spichale singt mit Otto, Moritz Westkämper hat Prüfungsstress, Manfred Mieruszewski sammelt Flaschen

Der Frühling ist in diesem Jahr warm in Berlin, die Bäume haben schon Anfang April geblüht, die Stadt belebt sich.

NORA COLIE ist glücklich. Sie lebt erst seit anderthalb Jahren in Berlin, aber sie kennt mehr Menschen als die meisten, die ihr ganzes Leben lang hier wohnen. Das liegt an ihrer offenen Art. Sie geht auf Leute zu, die sie interessieren, stellt Fragen, hört zu. Mit einem Mann, den sie nach dem Arztbesuch in Pankow in einem Café kennenlernt, tauscht sie Adressen aus, eine Frau, die sie bei einem Abendessen trifft, fragt sie, ob sie am Sonntag mit zum Hoolahoop-Kurs kommt. Sie weiß immer, was gerade läuft in Berlin. Sie verschickt Links, wo es das neueste Underground-Restaurant gibt, welche Ausstellungen in der Torstraße eröffnen, was die New York Times zum Neuen Museum schreibt.

Sie sagt Fernando, dass sie bis September in Berlin bleiben wolle, er ist nicht begeistert. Er ist gerade in eine Wohnung in einem alten Lagerhaus in Williamsburg gezogen, die Wohnung hat zwei Schlafzimmer, er hat sie für sich und Nora ausgesucht und auch schon all ihre Sachen aus dem Speicher geholt. Nora Colie sagt, sie sei im Moment viel zu unruhig, zu getrieben, um ein Familienleben zu führen. Im Mai fliegt sie für ein Wochenende nach Paris, danach mit einem alten Freund nach Rom. Ihr Leben hat etwas Atemloses wie das eines Menschen, der weiß, dass es jeden Tag vorbei sein kann und alles noch einmal in vol-

Fortsetzung auf Seite 4

Fortsetzung von Seite 3

len Zügen genießt. Dabei scheint sie manchmal die wesentlichen Dinge aus den Augen zu verlieren. Sie hat immer noch keine Krankenversicherung und nur einen Drei-Tage-Job. Ihr neuester Plan ist, ein Arbeitsvisum zu bekommen. Sie muss jetzt unbedingt die Unterlagen zusammensuchen, die sie dafür braucht.

Als der Auftritt von Otto dran ist, tauscht Marvin's Vater den Fotoapparat gegen die Videokamera. Bis jetzt haben Fotos gereicht, von dem, was jetzt kommt, will er jeden Moment dokumentieren. Thomas Spichale ist Otto-Fan seit seiner Kindheit.

Es ist der 25. Mai, auf der Straße des 17. Juni ist Bürgerfest, 60 Jahre Grundgesetz werden gefeiert, 700 000 Menschen sind da. **MARVIN SPICHALE**, seine Schwester und seine Eltern stehen ganz vorn an der Absperrung. Otto kommt auf die Bühne, beim Lied „Zehn kleine Otifanten“ lässt er Plüsch-Elefanten aus einer Kanne ins Publikum fliegen. Marvin sieht begeistert das Lied, das schon sein Vater als Kind gut fand: „Neun kleine Otifanten führen in den Schacht, ich hab' den ganzen Berg gesprengt, da waren's nur noch acht.“

Wie hieß nochmal der alte Mann, der vorhin gesungen hat, fragt Marvin. Er meint Udo Jürgens.

Später gehen sie herum, auf einer Fotowand ist ein Bild von Barack Obama. Mach ein Foto, sagt Marvin zu seinem Vater. Er stellt sich vor das Bild, streckt den Daumen nach oben. Marvin mag Barack Obama. Angela Merkel mag er nicht. Warum, weiß er auch nicht so genau.

Familie Spichale unternimmt oft Dinge zusammen. Stadtfeste, alles, was wenig kostet. Manchmal kommen auch andere Kinder mit, aber Gabriele Spichale wird das ein bisschen zu viel. Sie sagt, die meisten anderen Eltern in ihrer Gegend würden mit ihren Kindern gar nichts unternehmen. Deswegen kämen die Kinder so gern zu ihnen. Neulich hat ein Junge bei ihnen übernachtet, der hat erzählt, wie er zusammen mit seiner Mutter deren betrunkenen Freund aus der Wohnung geschmissen hat. „Das ist kein Umgang für meine Kinder“, sagt Gabriele Spichale.

Sie würden gern wegziehen aus Marzahn. Als sie Berlin verließ, vor fast 20 Jahren, war die Gegend noch ein ordentliches Neubaugebiet. Ein Vorzeiprojekt. Ihr war nicht klar, wie sehr sich das geändert hat. Dass Teile Marzahns jetzt als Ort gelten, am dem die Landen, die es nicht geschafft haben. Am liebsten würde sie wieder nach Prenzlauer Berg ziehen, sie ist am Helmholtzplatz aufgewachsen. Sie war noch nie wieder dort. Sie weiß nicht, dass sich auch Prenzlauer Berg verändert hat. In eine ganz andere Richtung. Die Wohnungen am Helmholtzplatz sind jetzt teurer als in den meisten Teilen der Stadt.

Ende April beginnen die Abiturprüfungen, in Mathe muss **MORITZ WESTKÄMPER** in die mündliche. „Ich dachte, ich bin gut“, sagt er. „aber es war eben doch Mathe.“ Er bekommt eine Vier. Gerade so bestanden. Mail vom 11. Mai:

„Die letzte Zeit war ganz schön anstrengend. Ich hab jetzt ein großes Erdkunde und Sport schriftlich hinter mir. Alle Klausuren sind meiner Meinung nach für mich sehr gut gelaufen. Ich hab morgen die Pokalhalbfinale. Am Sonntag spielen wir in Hermsdorf das Pokalfinale gegen Hermsdorf. Ich weiß allerdings nicht wie das jetzt aussieht. Es findet kein regelmäßiges Training statt und der Coach ist auch entlassen worden. Morgen muss ich meinen Vortrag halten. Jetzt werde ich noch ein bisschen dafür üben. Bis bald“

MANFRED MIERUSZEWSKI hat sich für 30 Euro bei einem Trödler ein altes Fahrrad besorgt, es golden angestrichen und neue Reifen aufgezogen. Morgens fährt er damit 3,2 Kilometer von Neukölln nach Treptow. Die Bewährungshilfe hat ihm eine Arbeit als Hausmeister bei einer Kindertagesstätte in der Vorzeilung für Jugendhilfe in Treptow beschafft. Man muss arbeiten, denn er hat noch eine Geldstrafe von 900 Euro offen. Die 900 Euro werden umgerechnet in 540 Arbeitsstunden.

Die Behinderteneinrichtung ist ein Flachbau mit einem großen Garten. Manne lackiert das Tor der Einfahrt türkisgrün, schneidet die Hecke, wechselt Wasserhähne aus. Er kann das, schließlich ist er gelernter Installateur. Nach Feierabend fährt er mit dem Fahrrad Flaschen sammeln. Nach Kreuzberg oder in den Mauerpark. In eine Tüte passen bis zu 30 Flaschen, das macht so um die 4,50 Euro. „Wenn ich zwei bis drei Taschen habe, dann habe ich ein bisschen Tabak und was zu fressen.“ Manne müsste vielleicht nicht Flaschen sammeln. Aber das Jobcenter hat ihm monatlich 280 Euro statt 350 Euro Hartz-IV-Regelsatz überwiesen. Einmal wurden ihm die Stromkosten doppelt abgezogen. Manne lässt sich das gefallen. Er erwartet vom Staat nicht viel. Seine Zahnschmerzen werden immer schlimmer. Die Krankenversicherungskarte ist immer noch nicht da.

Manne kann lange schweigen und dann unvermittelt einen Satz in den Raum stellen, wie ein Angebot, sich zu unterhalten. Gedanken, Dinge, die er erlebt oder im Fernsehen gesehen hat. Er äußert sie alle gleich ungerührt.

MAI/JUNI. Moritz Westkämper weiß nicht, was er werden soll. Marvin Spichale will Fußballprofi werden. Tobias Klautke fühlt sich antriebslos

MORITZ WESTKÄMPER hat sich schnell daran gewöhnt, dass seine Mutter nicht mehr täglich für ihn sorgt. Er ist nicht immer allein zu Haus. Freunde kommen vorbei, die eine elternfreie Wohnung naturgemäß zu schätzen wissen. „Ich habe auch angefangen zu kochen“, erzählt er. „Erstmal Reis. Wie lange muss der kochen? Wann schmeckt er? Habe ich alles probiert. Dazu gibt es Soße. Die ist schwer zu machen, finde ich. Bei mir kommen überall Kräuter der Provence rein. Demnächst versuche ich es mit Parmesan.“

Was seine Zukunft betrifft, ist er hin- und hergerissen. Basketball, Studium oder Ausbildung. „Um Profi werden zu können, müsste ich mir einen neuen Verein suchen. Bei einer Ausbildung wüsste ich gar nicht,

len, wie ein Angebot, sich zu unterhalten. Gedanken, Dinge, die er erlebt oder im Fernsehen gesehen hat. Er äußert sie alle gleich ungerührt.

„Gestern hab ich auf der StraÙe gesehen, wie sie einen Vietnamesen aufgeschlitzt haben.“

„Das teuerste Hotelzimmer der Welt kostet 9 000 Euro“

„Ich hab schon mal einen Toten gesehen, unser Nachbar in Kassel“

„Wenn ich Fußballprofi bin und ganz viel Geld verdiene, spende ich was“

In ein paar Wochen wird seine Fußballmannschaft zum ersten Mal gegen eine andere Mannschaft spielen, in Mecklenburg. Der Fußballtrainer hat beim letzten Treffen die Namen der Kinder vorgelassen, die er aufstellen möchte, seiner war dabei.

TOBIAS KLAUTKE fühlt sich seit einiger Zeit seltsam müde, schlapp, antriebslos. Er hat diesen Zustand schon öfter erlebt, eine Folge der Schichten, glaubt er.

Tobias Klautke sitzt im Schwarzen Café in der Kantstraße. Er trägt Jeans und Turn-

schuhe, dazu ein olivgrünes Hemd im Army-Schnitt. Manchmal liebt er es, aus Spandau, wo er lebt, in die Innenstadt zu kommen. Es ist früher Abend, er bestellt sich einen großen Kaffee mit Milch. Schichtarbeitergetränk, sagt er. Er hat schon die Frühschicht hinter sich, die morgens um sechs beginnt, das heißt halb fünf aufstehen.

Sechs Jahre arbeitete er im Dreischicht-System. Frühschicht, Mittelschicht, Spätschicht. Frühschicht, Mittelschicht, Spätschicht. Jährs, jährein der gleiche Rhythmus. Der ständig wechselnde Rhythmus zwischen am Morgen aufstehen und am Morgen schlafen gehen. Irgendwann wird das Schichtregime zur Lebensstruktur, die alles andere bestimmt, Verbindungen, Freunde, Liebesbeziehungen.

Schichtarbeit kann leicht zum Beziehungskiller werden. Tobias Klautke hatte vier Jahre lang eine Beziehung. Seine Freundin war auch Schichtarbeiterin, es war schwierig. Wenn sie Aufmerksamkeit suchte, wollte er sich ausruhen. Wenn er ausgehen wollte, musste sie schlafen oder

JUNI. Jutta Richarz schreibt ihre Semesterarbeit. Moritz Westkämper bekommt zu viele Tipps, Marvin Spichale einen Tadel und Tobias Klautke eine Diagnose

JUTTA RICHARZ sitzt in einem Kreuzberger StraÙencafé. Wieder bunt beschninkt, wieder gut gelaunt. Sie knallt einen Stapel Papier auf den Tisch. Die Projektarbeit – erste und zweite Version.

Richarz hat es sich nicht gerade leicht gemacht mit ihrem Schreibproblem. Sie hat beschlossen, ihre Abschlussarbeit in einer fiktiven Briefform zu verfassen. Sie wendet sich an die 1936 verstorbene Schriftstellerin Rahel Sanzara. Die Sanzara, wie Jutta Richarz sagt, war eine der großen Diven im Berlin der Zwanzigerjahre. Sie schrieb, sie tanzte, sie liebte, sie wurde Schauspielerin. Eine Frau zwischen Hure und Engel, die zwanzig Jahre lang an der Seite des Schriftstellers Ernst Weiß lebte. Sanzara Roman „Das verlorene Kind“ wurde 1926 von Carl Zuckmayer und

Richarz schreibt ihr: „Meine Großeltern väterlicherseits stammen auch aus Sachsen. Aus Leipzig und Grimma. Wieder eine kleine Parallele bei uns beiden? Ich sähselte aber nicht.“ Ist das gut geschrieben? Ist dieser Ansatz zu intim für eine Unierarbeit? Ist das überhaupt Wissenschaft, was sie da macht? Jutta Richarz hat ihre Zweifel noch lange nicht besiegt. Aber sie weiß, dass es jetzt kein Zurück mehr gibt. Im Juli ist Abgabe.

Beim Abi-Ball am 27. Juni im Palais unter dem Funkturm sitzt **MORITZ WESTKÄMPER** mit Freundin Caro und seinen Eltern an einem Tisch. Sie stoßen auf sein Zeugnis an. Notendurchschnitt: 2,9. Die Basketball-Saison ist vorüber. Die Hoops steigen in die 2. Regionalliga ab. „Das ist mir wurscht“, sagt er. Beim letzten Spiel ist er nicht mehr dabei. In den Ferien fliegen er und seine Freundin für eine Woche nach Mallorca. Sie haben sich ein Hotel in Alcludia im Norden der Insel gesucht, alles selber bezahlt, ein bisschen Urlaubsgeld gibt es von hier und dort. Als sie zurückkommen beginnt das, was Moritz Westkämper „Kopffroulette“ nennt. „Ich beschnimme dauernd Tipps, wie es weitergehen soll. Mach' ein Jahr Pause, mach' zwei Jahre Pause, geh' nach Australien, geh' nach New York. Lass Dir Zeit, halte Dich ran.“ Und immer noch die Frage, was er überhaupt werden will.

Das Telefon klingelt, eine Lehrerin aus **MARVIN SPICHALES** Schule ist dran. Marvin habe sich in der Pause auf dem Schulhof geprügelt, jetzt sei er weg. Ob er nach Hause gelaufen sei? Nein, sagt Marvin's Mutter, hier ist er nicht. Sie zieht die Jacke an, will losgehen. Marvin wundert sich ein bisschen. Treppenhause, als das Telefon nochmal klingelt. Die Schule, Marvin ist wieder da.

Was war los, fragt Gabriele Spichale, als Marvin heimkommt. Marvin sagt nichts, geht in sein Zimmer. Später erzählt er, dass er um die Schule gelaufen ist. Damit du dich beruhigst?, fragt Gabriele Spichale. Ja, sagt Marvin.

Gabriele Spichale findet, dass Marvin Fortschritte macht. Früher ist er immer mehr ausgerastet, wenn er mit anderen Streit hatte. Hat um sich geschlagen. Jetzt geht er manchmal einfach weg. Bis er die Wut im Griff hat.

Das Schulgelände hätte er allerdings nicht verlassen dürfen. Dafür gibt es einen Tadel.

TOBIAS KLAUTKE hat sich verändert. Er hat zugenommen und der Bart ist ab. Er trägt graue Arbeitsshoes und Arbeitsschuhe mit Stahlkappen, dazu ein grünes Poloshirt, auf dem Rücken steht Sentron WL by Siemens, das ist der Schalter, den sie hier montieren und der später zum Beispiel in Kraftwerken und Windkraftanlagen zum Einsatz kommt. Seit 2001 läuft er in Serie.

Über die Hände hat Tobias Klautke dünne weiÙe Baumwollhandschuhe mit abgeschnittenen Spitzen gezogen. Er zieht die Handschuhe ab und zeigt seine Finger, die entzündet sind. Er war beim Arzt und der fragte ihn, ob er noch andere Beschwerden habe. Klautke erzählte ihm von der Apathie, die ihn öfter, manchmal wochenlang, befallt. In solchen Phasen schafft er es gerade noch, zur Arbeit zu gehen und seine Schicht über die Runden zu bringen. Er kann sich ein paar Lebensmittel kaufen. Die Wäsche irgendwie in Ordnung halten. Irgendwie funktionslos. Dann liegt er stundenlang antriebslos auf der Couch und guckt in den Fernseher oder düst vor sich hin. Er macht Briefe nicht auf und geht nicht ans Telefon.

Er hat darüber nie gesprochen, nur seine Mutter, die wie er in Spandau wohnt und in einem Bekleidungsgeschäft für Rentner arbeitet, weiß, wie es um ihn steht. Und sein Freund Felix, wie er Arbeiter bei Siemens. Anfang der Woche hat er auch seinen Fertigungsleiter ins Vertrauen gezogen.

Tobias Klautke arbeitet jetzt im Zweischichtsystem, die Nachtschicht gibt es nicht mehr. Das ist angenehm, denn sie schlaucht besonders. Andererseits bedeutet es auch einen Verlust an Strukturen, sagt er. Er steht vor der Frage, was er mit seiner freien Zeit anfangen wird. „Ich bin in ein Loch gefallen. Vielleicht hat mich die Depression deshalb so stark erwischt.“

Der Arzt hat ihm ein paar Tests gemacht und diagnostiziert, dass die zeitweilige Antriebslosigkeit von einer Unterfunktion der Schilddrüse herrühren soll. Man kann das mit Jodtabletten regulieren.

„Sie war sehr streng mit anderen. Und sehr streng mit sich selbst. Das ist mir vertraut“, sagt Jutta Richarz.

Kurz nach dem Mauerfall suchte Richarz erstmals in Stahnsdorf nach dem Grab von Rahel Sanzara. Der Friedhof lag 28 Jahre hinter der Mauer, er war verwildert. Richarz fand den Grabstein von Rahel Sanzara zunächst nicht. Sie fand einen anderen. Den von Walter Simons, dem Großonkel ihres Mannes. Richarz, übersinnlichen Denkmodellen nicht abgeneigt, sah darin nicht nur eine geographische, sondern auch eine geistige Verbindung zwischen ihrer Familiengeschichte und jener der Sanzara.

Sie begann zu recherchieren, durchforstete Bibliotheken, organisierte Salons und Diskussionen. „Ich dachte, vielleicht kann ich sie wieder herausholen aus der Vergessenheit.“ „Liebe Rahel Sanzara...“, so beginnen alle fünf fiktiven Briefe. Die Jutta Richarz an ihre Protagonistin schreibt. Sie sind voller zutiefst persönlicher Gedanken. Rahel Sanzara wurde beispielsweise ab und an für ihre leichtsinnige Intonation belächelt. Und Jutta

Richarz schreibt ihr: „Meine Großeltern väterlicherseits stammen auch aus Sachsen. Aus Leipzig und Grimma. Wieder eine kleine Parallele bei uns beiden? Ich sähselte aber nicht.“ Ist das gut geschrieben? Ist dieser Ansatz zu intim für eine Unierarbeit? Ist das überhaupt Wissenschaft, was sie da macht? Jutta Richarz hat ihre Zweifel noch lange nicht besiegt. Aber sie weiß, dass es jetzt kein Zurück mehr gibt. Im Juli ist Abgabe.

MANFRED MIERUSZEWSKI hat endlich seine Krankenversicherungskarte im Briefkasten. Er geht sofort zum Zahnarzt, der ihm drei Backenzähne zieht. Trotzdem geht es ihm nicht gut. An seinen Unterarmen und seinen Handgelenken brennt die Haut. Die Kupferallergie. Sobald er Kleingeld anfasset, merkt er es. „Ick hab' ne Geldallergie“, sagt er grinsend. „Ich bräuchte die richtige Salbe, aber ich kann sie mir erst am Monatsende kaufen. Die zwölf Euro zahlt die Kasse nicht.“

Jutta Richarz hat sich von ihrem Mann 1997 getrennt. „Es gab damals keinen anderen Ausweg“, mehr will sie dazu nicht sagen. Richarz hat sich allerdings nie scheiden lassen, sie sagt, sie seien inzwischen wieder sehr gut befreundet. Ihr Mann hat vor einigen Jahren eine Wohnung im selben Haus in Tempelhof gemietet, in dem auch Jutta Richarz wohnt. Sie findet diese abgetrennte Nähe ganz angenehm. Die Sanzara hatte in ihren Beziehungen mit Ernst Weiß und Albert Ehrenstein auch immer ihre eigene Wohnung, erzählt Jutta Richarz. Als ihr Mann in das Haus zurückkam, war ihre einzige Bedin-

gunng, dass er nicht das Apartment direkt unter ihrem nimmt. „Ich wollte nicht, dass er hört, wenn ich durch mein Wohnzimmer tanze“, sagt Richarz.

Sie hat sich früher oft von ihm anhören müssen, sie sei zu temperamentvoll und lache zu laut. Also hat sie sich im Sinne des Familienfriedens verstellt, sich angepasst. Der Ausbruch aus dieser erzwungenen Normalität, die Trennung von ihm, das Studium, das ist es wohl, was Jutta Richarz am meisten mit Rahel Sanzara verbindet. Sie sagt: „Mir steht auch das Recht zu, ungewöhnlich und exzentrisch zu sein, nicht nur den Männern.“

Manfred Mieruszewski, 58, Hausmeister



BERLINER ZEITUNG/DAK, LAUTENSCHLAGER

die Johanniter, 60 für ein Walschutzprogramm.

Das Café Bricks liegt an einer stark befahrenen StraÙe. Tobias Klautke setzt sich an einen der Holztische draußen auf dem Gehsteig. Seit die Nachtschicht weggefallen ist, kommt er, wenn es ihm gut geht, zwei, drei Mal in der Woche hierher. Er versucht, die gewohnene Freizeit zu gestalten. Mit seiner alten Deutschlehrerin, die ihn für Hermann Hesse begeistert hat, war er im Gripstheater, sie haben zusammen ein Stück über Rosa Luxemburg gesehen. Ein paar Mal hat er mit Kollegen Billard gespielt demnächst wollen sie zusammen auf die Biermeile in der Karl-Marx-Allee gehen.

JULI. Jutta Richarz tanzt ihre Semesterarbeit. Nora Colie fliegt nach New York

Die Rentner-Klasse der TU trifft sich an einem Juliabend im Seniorenfreizeitheim Grunewald. Sie haben asiatische Lampions aufgehängt und vor den 15 Stuhlreihen eine kleine Bühne ausgeschmückt. Auf einem Tisch in der Eingangshalle stehen Schälchen mit Studentenfutter. Heute werden die Projektarbeiten präsentiert.

JUTTA RICHARZ steht in der Garderobe und verkauft Mineralwasser, das Glas für einen Euro. Sie trägt ein schwarzes Kleid mit zartem Glitzerbehang. Dazu lange Ohrringe und schwarze Pulswarmer, an denen sie alle paar Sekunden herumzupfelt. Ihre Präsentationen ist erst ganz am Ende dran, der dramaturgische Höhepunkt des Abends. Sie sagt, sie habe sich entschlossen, ihre Arbeit nicht vorzulesen, sondern vorzutanzen. „weil die Sanzara eben auch Tänzerin war“. Und weil zu ihrem neuen Leben gehört, dass sie die Dinge anders anpackt, als es Leute von ihrer Warte. Insgesamt werden neun sogenannte Stadtteilerkundungsprojekte vorgestellt. Es gibt einen Kurzfilm über die Hartungssche Säule unter den Yorkbrücken, einen Vortrag über den Kunstschmied Achim Kühn im Treptower Park sowie die Verlosung einer Flasche Brandenburger „Frohe Kunde“ im Rahmen der Präsentation über Berliner Weinwanderwege.

Jutta Richarz kommt auf die Bühne. Sie trägt jetzt eine Netztrumpfhose. Die Performance beginnt mit dem Gedicht „Bunter Dämon“ von Sanzaras Lebensgefährten Ernst Weiß, Richarz' Stimme wackelt bedenklich. Aber sie hält. Dann beginnt der Sanzara-Tanz. Jutta Richarz beginnt mit schwingenden Armen durch den Raum zu schweben. Sie dreht, windet, ringelt sich zu chassidischen Klängen osteuropäischer Juden. So lange, bis der ganze Saal klatscht und jubelt. Am Ende gibt es Standing Ovationen.

Nach der Vorstellung kommt Richarz' Mann auf die Bühne und überreicht ihr einen Blumenstrauß. Er sieht stolz aus.

Im Juli fliegt **NORA COLIE** nach Hause nach Portland, Oregon, zu einem Klassentreffen, vorher will sie für ein paar Tage nach New York und dann entscheiden, ob sie zurückzieht oder nicht. Mail vom 21. Juli: „Ich weiß nicht mehr, warum ich eigentlich in Berlin bleiben will. Ich meine ständig, weil ich nicht weiß, was zum Teufel ich mit Fernando machen will und aus Angst, für den Rest meines Lebens arm zu sein und mir was zu Ende zu bringen. Angst, Angst, Angst.“

AUGUST. Moritz Westkämper bewirbt sich bei der Polizei, Nora Colie trennt sich. Marvin Spichale geht zum Therapeuten

Im August bewirbt sich **MORITZ WESTKÄMPER** bei der Polizei.

„Hat mir ein Kumpel empfohlen“, sagt Moritz. Gute Jobchancen, geregelte Arbeitszeit, Aufstiegsmöglichkeiten. Das sind so Sachen, die ihm wichtig sind.

Im September bewirbt sich Moritz an Universitäten in Berlin und Rostock für ein Lehrestudium in Sport und Gesundheit. In Berlin wird er abgelehnt, in Rostock fällt er beim Sporttest durch. Bodenturnen, Pferd-sprung, Barren schafft er locker. Beim Wettsprung übertritt er um die Länge eines Zeh-nagels. Am 21. September kommt der Bescheid, das Sportstudium ist gestorben.

Bei ihrer Reise nach New York sagt **NORA COLIE** Fernando, dass sie bis zum 9. November, dem 20. Jahrestag des Mauerfalls, in Berlin bleiben wolle. Er schlaukt es wie immer. Aber dann, Ende August, chatten sie über Skype, und er sagt, dass er so nicht mehr leben möchte. Sie habe genug Zeit gehabt, sich zu entscheiden. Er könne nicht mehr. Sie weint, Fernando sagt, dass er sie verstehe, Berlin tue ihr gut. Es ist Spätsommer, es ist immer noch warm, Berlin fühlt sich leicht an. Und Nora Colie ist nun frei.

MARVIN SPICHALE ist auf dem Weg zum Therapeuten. In der einen Woche arbeitet der mit ihm an dessen Rechtschreibschwäche, in der nächsten an seinem Verhalten. Der Psychologe sagt, dass früher fast nur Kinder zu

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

ihm kamen, die nicht gut lesen oder schreiben konnten. Inzwischen sind die Kinder mit Verhaltensproblemen in der Mehrzahl.

„Kann ich nur eine halbe Stunde machen, ich hab Kopfweh“, sagt Marvin. „Aha, wie wie schlimm ist es denn? Auf einer Skala von eins bis zehn?“, fragt der Therapeut. „So zwischen sechs und sieben? Na, wir fangen erst mal an, und wenn es schlimmer wird, sagst du Bescheid. Du weißt doch, dass wir hier zwei Sachen trainieren wollen. Wir beschäftigen uns mit Deutsch – und das andere?“ Marvin zuckt die Schultern. „Denk doch mal nach. Das wollten wir nämlich heute machen.“ Marvin schweigt.

Hast du denn irgendein Problem, in der Schule, in der Arche? Oder läuft alles wunderbar? – Ich hab' Probleme mit Englisch. – Ich meine aber Probleme, die mit anderen Menschen zu tun haben. – Nicht mehr. – Was waren denn das für Probleme? – Dass ich gestresst hab'. – Was meinst du damit? – Dass ich geärgert hab'. – Wen denn? – Egal. – Und das machst du jetzt nicht mehr? – Nein. – Dann sag doch mal, was der Grund war, dass es zu dem Ärger kam. – Weiß ich nicht. – Machen wir ein Beispiel. In der Arche bist du bei Regen rausgegangen, und da gibt's eine Regel: Wenn es regnet, bleiben die Türen zu. Und was ist dann passiert? – Nichts. Hat der Erzieher nicht gesagt, wenn du solche Sachen noch öfter machst, musst du gar nicht mehr kommen? So hat es dein Vater erzählt. – Mein Vater versteht das anders. – Aber der hat das doch nicht erfunden. – Nein, der versteht das anders. – Also der Erzieher hat gesagt: alles gut gemacht, und dein Vater hat es falsch verstanden? – Marvin guckt auf den Tisch. Seine Finger kneten seine Augenbrauen.

Er bleibt dann doch über eine Stunde. Mal legt Marvin den Kopf auf die Arme. Mal zerhaut er harte Nudeln aus einer Tüte mit asiatischer Instant-Nudelsuppe. Mal steht er auf und balanciert auf einem Seil, das er aus der Spiele-Wand gezogen hat. „Marvins Wertvorstellungen sind nicht gut ausgeprägt“, sagt der Therapeut. „Sein Selbstwertgefühl basiert auf Fantasien, in denen er denkt, er sei autonom, könne alles bestimmen und die anderen steuern. Bei den Situationen, die wir durchsprechen, geht es darum, seine Wirklichkeit der tatsächlichen Wirklichkeit gegenüberzustellen, mit dem Ziel, dass sein Blick auf die Welt realistischer wird.“

SEPTEMBER. Manfred Mieruszewski hat wieder Pech, Nora Colie besucht ihren kranken Vater in Los Angeles

Als **MANFRED MIERUSZEWSKI** an einem Septembermorgen zur Arbeit radelt, gibt es ein paar Meter hinter ihm einen Knall. Ein Lkw ist an einer S-Bahnbrücke hängen geblieben. Manne bekommt einen Schreck und stürzt. Seine Augenbraue blutet. Als er auf der Arbeit ankommt, bemerkt er auch noch, dass seine Brieftasche mit dem Geld weg ist. War er betrunken? Er schwört, dass er längst nicht mehr solche Mengen trinke wie früher und dass er Tage und Wochen ohne Alkohol auskomme. Aber manchmal hat er doch eine Fahne. Die Sozialarbeiterin sagt, dass er nüchtern ist, wenn sie mit ihm zu tun hat.

Als er ein paar Tage später morgens das Haus verlässt, fehlt sein Fahrrad. Jemand hat das Schloss geknackt. Manne kauft sich auf dem Kreuzberger Trödelmarkt ein neues für 20 Euro. Es ist wieder ein Damenrad, das er bronzenfarben lackiert.

NORA COLIE ist verliebt, in ihren ersten Deutschen, wie sie sagt. Er ist erst 29, kein Mann für die Zukunft, aber es kribbelt seit Langem mal wieder und er lädt sie gleich ein, mit zu einer Hochzeit nach Österreich zu kommen. Sie weiß nicht so recht. Eine Mail ihrer Mutter nimmt ihr die Entscheidung ab. Sie schreibt, dass David, Noras leiblicher Vater, im Sterben liegt und sie noch einmal sehen wolle. Nora Colie fehlt das Geld, um nach Los Angeles zu fliegen. Ihre Kollegen helfen ihr, ihr Chef borgt ihr 600 Euro. Am Abend, bevor sie fliegt, wird sie von ihrem Büro zum Essen eingeladen. „Alle sind so freaky nett zu mir“, sagt sie. „Was für eine wunderbare Stadt Berlin ist!“

Am 25. September fliegt sie nach Los Angeles, um den Mann ein letztes Mal zu sehen, den sie noch gar nicht lange kennt. Sie war 27, als sie den Mut fand, an seiner Wohnungstür in Koreatown, einem heruntergekommenen Viertel in Los Angeles, zu klingeln. Der Mann, der die Tür öffnete, sah alt aus und krank. Seine Wände waren gelb vom Nikotin, aber an einer dieser Wände hing ein großes Foto von ihrer Mutter, die Nora Colie als Baby auf dem Arm hielt. Genau das gleiche Bild hatte auch bei ihr zu Hause im Bad gehangen. Sie sagt, in diesem Moment habe sie gehahnt, dass dieser Mann ihre Mutter geliebt haben muss. Zwei Wochen blieb sie in Los Angeles, jeden Tag besuchte sie David und fragte ihn nach seinem Leben. Ihr Vater hatte sechs Töchter mit einer weißen Frau, er hatte dreimal eine Bank ausgeraubt, lange unter falschem Namen gelebt und im Gefängnis gesessen, aber ein Vergewaltiger war er nicht. Er hatte ihre Mutter bei politischen Aktionen Ende der 60er kennengelernt, dass er schwarz war, machte ihr damals nichts aus,

im Gegenteil. Drei Jahre lang hatten sie eine Affäre. Die Liebesbriefe, die David ihr zeigte, koptierte Nora Colie – als Beweis. Als sie zurückflog, versprach sie ihm, sich jetzt öfter zu melden. In der Nacht, als Obama gewählt wurde, rief sie ihn aus Berlin an. Sie sagt, ihr Vater konnte kaum sprechen – vor Freude darüber, dass ein Schwarzer Präsident geworden war.

In Los Angeles fährt Nora Colie gleich zum Krankenhaus in Orange County. Ihr Vater hat Streukrebs, sein Körper ist durch eine Lungentzündung stark geschwächt, die Ärzte denken, dass er nur noch wenige Tage zu leben hat. Sie steht vor seinem Bett. Er lächelt.

man so will. Es nutzt wenig. Schon nach der ersten Hochrechnung um 18 Uhr ist klar, dass Deutschland nach elf Jahren wieder schwarz-gelb gestreift ist – und die bürgerbewegte Jutta Richarz ist erschüttert. „Das Wahlergebnis ist eine ganz große Katastrophe“, sagt sie. Wie kann man im Jahr der Finanzkollapskrise die FDP wählen!

Es gab Zeiten, da hätte sie sich vorstellen können, in eine Partei einzutreten. Um etwas zu verändern, um für die Arbeiterklasse, für die Frauenrechte, gegen Atomkraftwerke zu kämpfen. Ende der Sechzigerjahre hat sie sich der sozialdemokratischen Wählerinitiative von Günter Grass in Bonn angeschlos-

sen. Aber da hieß der Parteivorsitzende auch noch Brandt. Längst ist Jutta Richarz zu der Überzeugung gelangt, dass eine kleine Frau aus Berlin-Tempelhof in der großen Politik nicht all zu viel verändern kann.

Sie kämpft jetzt lieber in ihrem kleinen Mikrokosmos am Wilmersdorfer Waldfriedhof. Sie kämpft für die Wiederentdeckung von Rahel Sanzara. Sie sucht Verbündete. Sie macht sich auf die Suche nach der Sanzara-Biografin Diana Orendi-Hinze, die jenes Buch schrieb, das Jutta Richarz vor zwanzig Jahren entdeckte. Sie schreibt an die Universität von Cleveland, wo Orendi-Hinze einen Lehrstuhl hat. Keine Antwort. Sie ruft in München an, wo

gibt es wieder Phasen, in denen er sich nicht aufrufen kann, Termine wahrzunehmen. Der Arzt sagt, das liege an der Dosis der Jodtabletten, die Klautke jetzt regelmäßig nimmt. Mal ist der Jodwert der Schilddrüse zu hoch, mal zu niedrig. Es scheint Zeit zu brauchen, bis das richtige Maß gefunden ist.

Im Café ist Tobias Klautke ein Mädchen aufgefallen. Sie studiert BWL und arbeitet nebenbei als Kellnerin. „Tolle Ausstrahlung, braune Haare, Brille, kein Modeltyp.“ Er hat sie angesprochen und sie hat auch schon von seinem Kuchen probiert. Vielleicht werden sie mal zusammen frühstücken. Er sagt, wenn er die richtige Frau trifft, könnte sie ruhig Kinder mitbringen. Eigene Kinder will er nicht. Vater und Mutter haben Allergien, er diese Schilddrüsenprobleme. Das ist ihm zu heikel.

Tobias Klautke zieht eine kleine Pappkarte aus der Tasche, es ist die jüngste Vereinbarung zwischen Siemens, Betriebsrat und IG Metall. Danach muss Siemens Leiharbeiter künftig nach 18 Monaten unbefristet übernehmen. Das Gehalt wird angehoben und die Arbeitszeit entspricht künftig der ihrer Kollegen in der Stammbesellschaft. Er ist stolz auf diese Vereinbarung, weil sie ihm zeigt, dass gewerkschaftliche Arbeit etwas bewirken kann.

MORITZ WESTKÄMPER bekommt eine Zusage. Am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, zieht er von Berlin-Tempelhof nach Rostock. Sein Vater fährt den Mietlaster mit seinem Bettzeug, der Stereoanlage, ein paar Möbeln und ein wenig Geschirr. Eine Woche später beginnt das Wintersemester. Moritz Westkämper hat über seine Freundin einen Kommilitonen aus Neubrandenburg kennengelernt, mit dem er sich eine Zweiraumwohnung teilt. „Hannes ist cool“, sagt er über seinen Mitbewohner. Carolin wohnt um die Ecke, er braucht zwei Minuten und achtunddreißig Sekunden bis zu ihr.

„Okay, das ist Rostock, meine Freundin ist da, die Themen interessieren mich.“ So lautet sein Fazit nach vier Wochen Studium. Moritz Westkämper hat sich für die Schwerpunkte EU, Lateinamerika und Osteuropa eingetragen. „Mann, ich muss so viel lesen, Gesetzestexte, Fachbücher. Ich habe schon 230 Euro nur für Bücher ausgegeben.“

Versteht er das alles?
„Nö, das ist kein bisschen anschaulich. Man muss richtig neu lesen lernen. Das ist wie laufen lernen.“

MANFRED MIERUSZEWSKI kann nicht schlafen. Es ist Ende Oktober, mitten in der Nacht steht er auf und setzt sich auf sein Fahrrad. Er radelt los. Nach etwa sieben Stunden ist er an der Müritz angekommen. Die Sonne scheint, Manne geht baden. Kaltes Wasser macht ihm nichts aus, sagt er. Ein paar Tage später, Mieruszewski fährt zur Arbeit, zischt es am Vorderrad, der Reifen ist platt. Er schließt das Rad an und läuft zur Arbeit. S-Bahn, Bus oder U-Bahn benutzt er immer noch nicht. 33 Euro monatlich für das Sozialticket sind ihm zu teuer.

„Der Herr Mieruszewski zeigt sehr viel Einsatzbereitschaft“, sagt die Leiterin der Behinderteneinrichtung. Er sei pünktlich und fleißig, brauche aber „nach wie vor eine enge Begleitung. Manne will arbeiten, beweisen, dass er etwas wert ist.“ Ob er bleiben kann, werde die Geschäftsleitung entscheiden.

OKTOBER/NOVEMBER.

Jutta Richarz denkt über den Tod nach. Nora Colie gerät in eine Nazi-Demo. Moritz Westkämper geht nicht zum Studentenstreik

Im Herbst kommt der Tod. Eine von **JUTTA RICHARZ'** besten Freundinnen wird von einer Straßenbahn überfahren. Sie war in der Landsberger Allee mit dem Fahrrad unterwegs und übersah offenbar, dass sie an einer Kreuzung direkt auf einem Tramgleis angehalten hatte. Die Bahn kam mit voller Wucht um die Ecke, der Fahrer konnte nicht mehr bremsen.

Mehltau legt sich über das sonst so bunte Leben von Jutta Richarz. Die Uni, die Studentenproteste, ja selbst die Sanzara sind in diesen Tagen zweitrangig.

Dieser Tod, sagt Richarz, erinnere sie aber auch an die eigene Endlichkeit. Daran, dass man Dinge nicht aufscheiben soll.

Nach der Beerdigung ihrer Freundin schwört sie sich, dass sie jetzt erst recht weiter studieren wird. Sie hat wieder häufiger Migräne, wenn sie an ihre Abschlussarbeit an der TU denkt, die mit aufwendiger Literaturrecherche und langwieriger Schreibarbeit verbunden ist. Aber da will, da muss sie im kommenden Semester mit ihren 67 Jahren durch, das hat sie sich versprochen. Das Leben nimmt keine Rücksicht auf die Zögerlichen, so viel weiß sie jetzt.

Der Fotograf, in den **NORA COLIE** verliebt ist, hat eine feste Freundin. Sie erfährt es auf der Feier zu seinem 30. Geburtstag. Er sagt es ihr nicht, aber es ist offensichtlich, so wie sie miteinander umgehen, und alle scheinen es gewusst zu haben, alle außer ihr. Hals über Kopf verlässt sie die Party und verkriecht sich

Moritz Westkämper, 18, Student



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER

Sprechen kann er nicht. Er muss auf Buchstaben zeigen, um sich auszudrücken. Er fragt seine Tochter, ob sie glücklich sei. „Ja, sehr“, sagt sie. Und als sie davon erzählt, später in Berlin, fügt sie lachend hinzu: „Ich schätze, das war eine Lüge.“

Sie bleibt eine Woche. Einen Tag vor ihrem Rückflug singt Nora Colie ihrem Vater „Change Partners“ von Frank Sinatra vor, es ist sein Lieblingslied, weil er dazu mit ihrer Mutter getanzt hat. Er versucht mitzusingen. Als sie ihm sagt, dass sie sich wohl nicht mehr sehen werden, sagt er: „Ich werde hier sein.“ Auf dem Rückflug nach Berlin sitzt eine Frau neben ihr, die sie anstarrt. Sie fragt, was los ist. Die Frau fragt: „Sind Sie schwarz?“

SEPTEMBER. Moritz Westkämper geht das erste Mal wählen. Jutta Richarz ist erschüttert. Tobias Klautke wählt MLPD

Für **MORITZ WESTKÄMPER** ist es die erste Bundestagswahl. Ein paar Tage vorher klickt er sich durch den Wahlomat im Internet. Das ist ein Test, bei dem man seine eigenen Standpunkte mit den Positionen der Parteien abgleichen kann. Am Ende steht eine Wahlempfehlung. Bei Moritz Westkämper deutet alles auf die Linke hin. „Würde ich trotzdem nie wählen“, sagt er. „Extreme lehne ich ab, egal aus welcher Richtung.“ Er entscheidet sich für den politischen Mainstream, wie sich herausstellen soll. Wenn man so will, gehört Moritz Westkämper zu den Wahlgewinnern. Es ist ihm peinlich, darüber zu sprechen.

JUTTA RICHARZ gibt ihre Erststimme wie immer den Grünen, die Zweitstimme tritt sie diesmal an die SPD ab – aus Mitleid, wenn

eine Schwester Orendi-Hinzes lebt. Doch die legt auf, als Richarz nach der Schwester fragt.

TOBIAS KLAUTKE verbringt den Wahlabend in einem Biergarten in der Jungfernheide. Die MLPD hat das Lokal gemietet und Leinwände aufgebaut. Er findet die Partei akzeptabel, weil sie sich nach seiner Meinung konsequenter als andere mit dem Kapitalismus auseinandersetzt und eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel fordert. Tief verinnerlicht hat er das Programm nicht. Sein Freund Felix kandidiert für die Partei und Klautke hat ihn gewählt. Aber er spricht darüber nicht gerne, es gibt alte Unvereinbarkeitsbeschlüsse der IG Metall, die diese Partei betreffen. Und für seine Arbeit als Vertrauensmann ist die Sympathie für die MLPD, die der Verfassungsschutz als linksextremistisch einstuft, nicht unproblematisch.

Kurz vor dem Bewerbungsstopp am 30. September schickt **MORITZ WESTKÄMPER** noch schnell seine Unterlagen nach Rostock. Caro hatte ihn gedrängt, sich die Studiengänge genauer anzusehen, in denen es keinen Numerus Clausus gibt. Sie hat diese Ungewissheit allmählich satt. Eigentlich hatten sie in Rostock zusammenziehen wollen, aber dann kam die Pleite mit dem Sporttest.

Im letzten Augenblick entscheidet sich Moritz Westkämper für Politikwissenschaft.

OKTOBER. Tobias Klautke hat Stimmungsschwankungen. Moritz Westkämper zieht nach Rostock. Manne Mieruszewski radelt an die Müritz.

TOBIAS KLAUTKE ist leicht reizbar in letzter Zeit, dafür ist die Müdigkeit weg. Dann

Moritz Westkämper will Schauspieler werden, oder Sportjournalist. Ein Kumpel empfiehlt ihm, bei der Polizei anzufangen. Er kann sich vorstellen, Lehrer zu werden. Und bewirbt sich für Politikwissenschaft. Er nennt das Kopffroulette.

Magazin

in ihrer Wohnung. Es wird Herbst in Berlin, es wird dunkel, das ist ihr schon im letzten Jahr auf die Seele geschlagen. Aber letztes Jahr war Fernando noch da. Jetzt ist sie allein, und sie weiß nicht einmal, wie es ihrem Vater geht. Sie ruft bei ihren Halbschwestern in Los Angeles an, schreibt Mails. Keine Antwort.

Mail vom 12. Oktober: „Zum Glück habe ich Besuch von Freunden aus New York bekommen. Gestern, gleich nachdem sie gelandet sind, waren wir im Friedrichshain spazieren, und stell dir vor, wir sind in eine Nazi-Demonstration geraten. Meine Freunde waren nicht mal eine Stunde in Deutschland und schon treffen sie auf Nazis, unglaublich, oder? Wir sind mit den Gegendemonstranten mitgelaufen, aber die Nazis waren in der Mehrzahl. Und es schien, als ob die Polizisten die Nazis vor uns beschützen und nicht umgekehrt. Ich fand das alles ziemlich aufregend, aber einer meiner Freunde hat Angst bekommen und wollte gehen.“

Kurz nachdem **MORITZ WESTKÄMPER** an der Uni Rostock angefangen hat, beginnt der Studentenstreik. Er beteiligt sich nicht. „Wir haben keine Studiengebühren, die Hörsäle sind auch nicht immer überfüllt. Gut, es geht um Solidarität, aber warum soll ich mich mit irgendwelchen Schwaben solidarisieren, die uns in Berlin die Studienplätze wegnehmen, um die 700 Euro Gebühr zu sparen?“ Als er merkt, dass das für einen Erstsemesterstudenten ziemlich spießig klingt, sagt er: „Ich finde es gut, das gestreikt wird, meine aber, dass es in Rostock nicht nötig ist.“

Nachdem er zwei Monate gar nicht Basketball gespielt hat, sucht er sich in Rostock eine neue Mannschaft. Der Erste Basketball Club, EBC, spielt in der Regionalliga. Moritz Westkämper macht drei Spiele und trifft auf das alte Problem. „Sie respektieren mich nicht. Ich bin der Jüngste und dann noch aus Berlin.“ Jetzt spielt er in der 2. Mannschaft des Vereins. Dort funktioniert es besser. Zweimal in der Woche geht er zum Training. „Für mich ist Sport eigentlich nur noch wichtig, um soziale Kontakte zu knüpfen. Ich kenne so viele Leute in Rostock, das ist echt geil.“

Und wie ist es so, unter Ostlern?

„Bis eben habe ich nie daran gedacht, dass Rostock im Osten liegt, ehrlich nicht“, sagt er.

November. Nora Colies Vater stirbt. Manfred Mieruszewski bekommt einen Präsentkorb

9. November 2009. Berlin feiert den 20. Jahrestag des Mauerfalls, **NORA COLIE** begleitet ein HBO-Team durch Berlin, das einen Dokumentarfilm über Ronald Reagan macht. Sie interviewen Reagans Sohn und sehen sich die Feierlichkeiten am Brandenburger Tor an. Nora Colie steht zwischen tausenden Zuschauern im Regen, sie hört Angela Merkel reden und Hillary Clinton, sieht Barack Obamas Videobotschaft und die Dominoesteine umfallen, die den Mauerfall symbolisieren sollen.

Irgendwann an diesem Tag stirbt in Los Angeles ihr Vater. Sie erfährt es erst zehn Tage später. Mail vom 19. November 2009:

„Heute Morgen habe ich eine Mail von meiner Schwester bekommen (meiner eigenen Schwester, nicht Davids Tochter) und erfahren, dass David Battles, mein Vater, am 9. November verstorben ist. Im Moment kann ich nichts empfinden, ich fühle mich nur kalt und leer. Vor zwei Wochen hatte ich das letzte Mal versucht anzurufen. Ich vermute, dieses schlechte Gewissen werde ich für den Rest meines Lebens nicht los.“

Vielleicht gibt es keinen Tag in dem Jahr, an dem Nora Colie ihren Plan, in Berlin zu leben, so in Frage stellt wie an diesem. In Los Angeles stirbt ihr Vater, Fernando, der sie jetzt trösten würde, ist in New York, und sie? Sie steht mit Ronald Reagans Sohn am Brandenburger Tor bei einer Veranstaltung, die sie an Disneyland erinnert. Was macht sie hier?

Freitag der 13. November ist **MANFRED MIERUSZEWSKI**s letzter Arbeitstag. Die Chefin schenkt ihm einen Präsentkorb mit einer Salami und einen Kasten Merci-Schokolade. Am Montagmorgen radelt er von Neukölln in die Storkower Straße zum Jobcenter. Er hat dort, zusammen mit seiner Betreuerin, einen Termin. Um 9 Uhr sitzen er und die Sozialarbeiterin im Büro des Sachbearbeiters. Manne kennt den Sachbearbeiter schon. Ein freundlicher Mann, der sich in zwischen mit seinem Fall auskennt und Ordnung in das Chaos bei der Geldauszahlung brachte. Jetzt sagt er: „Ich weiß nicht, ob ich das nächste Mal noch da bin. Ich werde den Fachbereich wechseln.“ Der Sachbearbeiter hat aber noch eine gute Botschaft: Manne bekommt den Job in der Treptower Behinderteneinrichtung. Danach geht es vielleicht mit einem anderen Förderprogramm weiter. Manne setzt sich auf sein Damenrad und will zurück nach Hause fahren, nach Neukölln. Er ist gerade auf der Landsberger Allee, als es wieder zischt. Diesmal ist es der Hinterreifen. Er läuft nach Hause, zwei Stunden braucht er, seine Füße tun weh.

Seine Betreuerin hat für ihn inzwischen einen Brief an das Landesamt für Gesundheit und Soziales geschrieben, an das Referat II D, das für DDR-Opferrente zuständig ist. Wenn der Antrag durchkommt, stehen ihm monatlich weitere 250 Euro zu.

Der Tod Robert Enkes berührt **TOBIAS KLAUTKE**. Enke hat seine Depressionen verschwiegen, weil er Angst hatte, in einer Leistungsgesellschaft als schwach, als Verlierer dazustehen. Am Schluss wusste er nur noch einen Ausweg. „Die Leute haben Angst, von der Gesellschaft nicht mehr anerkannt zu werden“, sagt er. „Bei mir war es der Druck der Schichtarbeit. Und wenn ich den Mund aufmache im Betrieb, hab ich Angst, dass es Nachteile für mich hat. So geht es doch vielen und viele schweigen lieber.“ Er hat irgendwann begriffen, dass es besser ist, mit seinen Problemen offen umzugehen, weil man dann Hilfe erwarten kann. „Wenn die Leute nicht wissen, was mit einem los ist, wird der Druck größer.“

Die fünfte Stunde hat begonnen, aber die Schüler der 4a stehen in einer Ecke des Klassenzimmers und unterhalten sich aufgeregt. Ein Junge aus einer anderen Klasse hat mit seinem Schuh die Lehrerin beworfen, das ist spannender als Deutsch. „Ich hab' gehört, die holen die Polizei“, sagt

haben, die **TOBIAS KLAUTKE** montiert. Siemens hat verkündet, die Produktion des Leistungsschalters 3WL nach Tschechien zu verlagern. Wegen der dauerhaft schlechten Auftragslage, sagt das Unternehmen. Betroffen davon sind in Spandau 195 Mitarbeiter, davon 35 Leiharbeiter.

Klautke hat frei an diesem Tag, aber seit dem Morgen ist er im Betrieb. Als Vertrauensmann wusste er schon seit ein paar Tagen von der Entscheidung, war aber zum Schweigen verpflichtet worden. Als er davon erfuhr, sagt er, sei die Haut an der Stirn wieder aufgegangen und der Ausschlag an den Händen zurückgekommen. Und die Angst, einen Rückfall in die Depression zu erleiden. Die Niederspannung, sein Bereich, schreibt schwarze Zahlen und ist im letzten Jahr konzernintern als Star Power Factory ausgezeichnet worden.

Tobias Klautke wird nicht entlassen werden. Er ist Stammarbeiter und denen wird Siemens einen anderen Arbeitsplatz anbieten, mit weniger Lohn. Aber er weiß,

dass für seinen neuen Arbeitsplatz ein Leiharbeiter weichen muss.

Er steht zwischen den Kollegen vor dem Siemens-Haus, ein rotes IG-Metall-Basecap auf dem Kopf. Durch die Scheiben ist im Foyer die Bronzeplastik des Firmengründers zu sehen. Tobias Klautke geht nach vorne ans Mikrofon. Er ist nervös, er ist kein großer Redner, und so bedankt er sich nur kurz für den Zusammenhalt, den die Arbeiter demonstrieren. Das mache Mut, etwas gegen ausrichten zu können.

Vor ein paar Tagen hat **MARVIN SPICHALES** Mutter im Fernsehen gehört, dass ab nächstem Jahr das Kindergeld erhöht wird. Und, dass sie nichts davon haben werden. Die 20 Euro pro Kind werden auf die Hartz-IV-Sätze angerechnet. Gregor Gysi hat gesagt, dass das ungerecht ist. Gabriele Spichale und ihr Mann sind wieder froh, dass sie die Linke gewählt haben.

Spichales haben im Monat 700 Euro zum Leben. Vor Marvin's Zimmer steht eine Tiefkühltruhe. Fleisch. Pizza. Spinat. Strac-

Ende November kommt **MORITZ WESTKÄMPER** nach Berlin. Er muss noch Post aus der alten Wohnung in Tempelhof holen. Zum letzten Mal geht er vom U-Bahnhof durch die Kleingartenkolonie „Feldblume“ den Weg nach Hause. „Hier bin ich als Kind mit dem Dreirad rumgekurvt“, sagt er. Er klingelt bei Westkämper, ein Reflex. Der Schlüssel liegt bei seiner Nachbarin, Frau Jenning.

In der Wohnung sind die Wände frisch geweißt, Küche und Bad sind so sauber wie sie wahrscheinlich nie in den achtzehn Jahren gewesen sind, die er hier gelebt hat. Er geht auf den Balkon, entdeckt das Thermometer an der Wand und nimmt es mit, als Erinnerung an eine Zeit, die nun vorbei ist.

Alles passiert plötzlich zum letzten Mal. Ein letzter Gang in die beiden Zimmer. Ein letzter Blick durchs Fenster. Ein letztes Mal fällt die Tür ins Schloss. Moritz Westkämper steckt den Wohnungsschlüssel bei Frau Jenning durch den Türschlitz. Er will die alte Dame nicht in ihrer Mittagsruhe stören.

Tobias Klautke, 32, Arbeiter



BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER

MARVIN SPICHALE. „Jetzt setzt euch hin und beruhigt euch“, sagt die Lehrerin.

„Vor ein paar Tagen ist mit einem Fußballspieler was Trauriges passiert“, sagt die Lehrerin, als alle sitzen, „wisst ihr was?“ Marvin meldet sich: „Robert Enke hat sich vor den Zug geschmissen.“ – „So sagt man das nicht. Er hat sich das Leben genommen. Und weißt du, warum?“ – „Depressionen“, sagt Marvin.

Mit Fußball kann man ihn packen, sagt die Lehrerin später, da kommt immer was. Mit anderen Themen wird es schwierig. Sie hat gleich einen guten Draht zu Marvin gehabt. Lieber sei er, nicht aufmüppig. Nicht in ihren Stunden, Deutsch und Kunst. Obwohl ihm manches schwer fällt. „Er hat keine Lernstrategien“, so formuliert sie es. Beim Diktat streicht sie die richtigen Wört an, nicht die falschen. Es sind zu viele.

Seit fast 40 Jahren ist sie Lehrerin, eine freundliche Frau, die im Unterricht mütterlich-herzlich sein kann, und im nächsten Moment streng. Wenn einer auf dem Stuhl zappelt. Oder aufsteht und rausgehen will, zur Toilette, ohne zu fragen. Sie sagt, dass die Zahl der verhaltensauffälligen Kinder an ihrer Marzahner Schule stark zugenommen hat in den letzten Jahren. Das Unterrichten werde schwieriger.

Ende November. Tobias Klautke demonstriert. Marvin Spichales Mutter ist froh, die Linke gewählt zu haben. Jutta Richarz gibt nicht auf

Über die Nonnendammallee in Spandau ziehen am 26. November 2000 Siemensarbeiter vom Werkort zum Verwaltungsgebäude. Vier von ihnen tragen einen Holzsarg, auf den sie einen der Schalter gesetzt

„Wer arbeiten kann, soll auch arbeiten können im Endeffekt.“ Tobias Klautke sagt gerne „im Endeffekt“, vor allem, wenn er etwas ausdrücken will, das er für unumstößlich hält.

ciatella-Joghurt. 40 Brötchen für 99 Cent. Wenn Dinge, die die Kinder mögen, im Sonderangebot sind, kauft Gabriele Spichale viel davon und friert es ein.

Statistisch gesehen, sind Marvin und seine Schwester zwei von etwa 2,4 Millionen armen Kindern, die in Deutschland leben. Es ist eine Armut, die man auf den ersten Blick nicht sieht. Jedes der Kinder hat einen Fernseher. Marvin's Schwester hat zum Geburtstag eine Playstation bekommen. Gabriele Spichale sammelt Kleingeld in einer Spardbüchse, wenn die voll ist, sind 25 Mark zusammen. Die Patentante in Kassel hat für jedes Kind ein Konto angelegt. Für Wünsche.

Thomas Spichale ist ein ruhiger Mann. Meistens lässt er seine Frau reden. Doch wenn es um die Arbeitssuche geht, mischt er sich ins Gespräch ein. Er sagt, dass es für Schweißer fast ausschließlich Angebote von Zeitarbeitsfirmen gibt. Die würden aber weniger als ein Drittel des üblichen Stundenlohn zahlen. „Man hat Verantwortung als Schweißer. Da sind sieben Euro in der Stunde einfach nicht in Ordnung“, sagt Thomas Spichale. Lieber arbeitet er nicht.

Gabriele Spichale zeigt ein Formular, „Nachweis von Eigenbemühungen“, steht darauf. Die Arbeitsagentur will sehen, dass sie sich um Arbeit kümmern. Küchenhilfe, Einpackerin, vier Bewerbungen hat Gabriele Spichale gerade wieder verschickt. Ich will unbedingt arbeiten, sagt sie. Es ist manchmal etwas schwer zu verstehen, warum etwas nicht geklappt hat. Eine Arbeit in einer Charlottenburger Gaststätte hat sie wieder aufgehört, weil zu ihren Aufgaben gehörte, einen Abzug zu reinigen. Sie musste dafür auf einen Tisch steigen, ihr wurde schwindlig, Höhenangst, sagt sie. Vielleicht hätte den Abzug jemand anders putzen können. Sie hat nicht gefragt.

DEZEMBER. Tobias Klautkes Weihnachtsfeier fällt aus, Marvin Spichale wird elf, Manfred Mieruszewski möchte Hausmeister werden

TOBIAS KLAUTKE und ein paar andere Kollegen aus der Stammebelegschaft haben sich mit Leiharbeitern am 1. Sonnabend im Dezember in Spandau verabredet. Sie wollen über den Weihnachtsmarkt ziehen, Essen gehen und dann bowlen. Dann kommt eine Mitteilung der Betriebsleitung: Ein Großauftrag sei kurzfristig reingekommen. Kurzarbeit heißt auch, zur Verfügung zu stehen, wenn der Arbeitgeber ruft. Sonnabend wird gearbeitet. Die Weihnachtsfeier fällt aus.

„Jetzt alle in die Ecke stellen. In die Ecke, hab ich gesagt! Ist das die Ecke?“ Es ist kalt, es nieselt ein bisschen, und der Fußballtrainer bellt Befehle. Aber **MARVIN SPICHALE** ist bei der Sache. Er verzieht keine Miene, als der Trainer ihn beim Torschießen kritisiert, „so nicht! Der verhungert doch, der Ball!“ Bei den Geschicklichkeitsübungen ist Marvin so eifrig, dass er ein paar Mal vor dem Startsignal losrennt.

Der Trainer ist streng, wie sehr er die Kinder mag, lässt er nur abseits vom Fußballplatz spüren. Beim Gespräch in seinem Büro hat er gesagt, dass Marvin einer seiner engagiertesten Spieler ist. Er verpasst kein Training. Laufen, kämpfen, das sind seine Stärken. Den Ball abgeben, die anderen anspielen nicht so. Das können auch die anderen aus der Mannschaft nicht so gut, sagt der Trainer. Bei den „Arche Fun Kickers 08“ spielen Kinder, die die Arche besuchen, Kinder aus Familien also, in denen es Probleme gibt, finanziell

Fortsetzung auf Seite 8

Fortsetzung von Seite 7

oder sozial. „Spiel kein Ego“, ruft der Trainer, wenn einer wieder über das Fußballfeld rennt, als ob er allein wäre.

Regeln akzeptieren, Niederlagen einstecken, Konsequenzen tragen, das üben sie hier. Marvin könne das nicht, hat sein Therapeut gesagt. Marvin könne das schon, sagt sein Trainer. Er brauche nur klare Ansagen. Er erzählt, wie Marvin einmal mit einem Jungen aus einer anderen Mannschaft Streit angefangen hat, aus Wut über ein verlorenes Spiel. Marvin hat sich entschuldigt, vor beiden Mannschaften. „Dazu gehört schon was“, sagt der Trainer.

Draußen auf dem Platz übt Marvin, den Ball zehn Mal hintereinander in die Luft zu kicken. Immer wieder probiert er es. Es ist Mitte Dezember, in ein paar Tagen wird er elf Jahre alt. Ein Elfjähriger fragt sich nicht, ob das Jahr gut war, und was das nächste bringt. Von außen betrachtet scheinen die Dinge für ihn auf einem gu-

ten Weg. Er hat Lehrer, die wollen, dass er weiterkommt. Einen Fußballtrainer, der ihn ernst nimmt. Einen Therapeuten, der ihm helfen möchte. Eltern, die das Beste für ihn wollen.

Bald hat er auch einen CD-Player, der zugleich ein DVD-Recorder ist. Den wünscht er sich, seine Mutter hat ihn beim Otto-Versand bekommen, herabgesetzt. Sein Geburtstagsgeschenk. Aber das weiß er noch nicht.

Am 3. Dezember hat **MANFRED MIERUSZEWSKI** einen Termin bei der Sozialarbeiterin. Sie erzählt ihm, dass das Jobcenter den Finanzierungsantrag seiner neuen Stelle abgelehnt hat, weil die Tätigkeitsbeschreibung falsch war. Bis der Antrag wieder durch ist, dauert es sicher bis Januar. „Jaja, kein Problem“, sagt Mieruszewski. Ganz vage hofft er auch auf eine Hausmeisterstelle. Ein alter Bekannter gab ihm den Tipp. Hausmeister, so wie früher – das wäre was. Die Sozialarbeiterin hofft, dass es im Januar oder Februar zumindest mit einem

Ein-Euro-Job klappt. Dann braucht er eine neue Wohnung, denn dort, wo Manne jetzt wohnt, kann er nur solange bleiben, wie er von der Bewährungshilfe betreut wird.

Ein paar Tage später hat Manne ein Gespräch beim Chef der Einrichtung, die einen Hausmeister sucht. Es sieht nicht schlecht aus. Nun muss ein weiterer Vorgesetzter entscheiden.

Das Grab steht im Schatten einer Kiefer. Auf einem Naturstein steht: „Rahel Sanzara, 09.02. 1884 – 08.02. 1936.“ **JUTTA RICHARZ** kommt regelmäßig hierher, sie pflegt das Grab dieser Frau, die sie nie lebendig gesehen hat. Es ist sonnenklar, kalt. Jutta Richarz trägt einen weinroten Schal, allmählich kann sie wieder lachen. Aber das Lachen ist nachdenklicher geworden. Was soll sie von diesem Jahr halten? Ein Jahr, in dem sie ihren Schreibkomplex und ihre Versagensängste besiegt hat, in dem sie endlich einmal für etwas beklatscht wurde, was sie selbst auf die Beine gestellt hat – in dem aber auch ihre

Freundin starb und ihr das Land, in dem sie lebt, ein Stück fremder wurde.

Jutta Richarz hat viel vor. Sie liest jetzt häufiger im Kreis von Freunden, Bekannten und Kommilitonen aus ihren Sanzara-Briefen vor. Sie nimmt an literarischen Salons teil. Sie hat ihren Tanz aus dem Seniorenheim aufgeführt. Eine Bekannte hat daraus einen Dokumentarfilm gemacht: „Ein Sonntag mit Jutta“.

Neulich hat sich auch endlich Orendi-Hinze aus Cleveland bei ihr gemeldet und ihren Rechercheeifer gelobt. Sie sei ein gutes Beispiel, was man als Einzeller erreichen könne. Das hat ihr Jutta Richarz gut getan. „Frauen wie Sanzara, die ihr eigenes Ding machen, haben in der Weimarer Republik die Männer überfordert“, sagt sie und fügt hinzu: „Manchmal denke ich, sie tun es bis heute.“

Der 16. Dezember. **NORA COLIE** ist heute seit genau zwei Jahren in Berlin, und irgendwie hat sie das Gefühl, dass es langsam reicht. Draußen schneit es zum

Glück, der graue Berliner Himmel macht sie völlig fertig, und nicht nur das. Gestern hat sie mit Fernando telefoniert. Er hat eine neue Freundin, eine Schönheitskönigin aus Peru. Kein Witz, sagt sie. Sie hat ihn aufgezogen. Wie ist denn die Schönheitskönigin so im Bett? Sie lacht, dabei ist ihr nicht danach zumute. Das Visum hat sie immer noch nicht beantragt, weil sie ihre Krankenversicherungskarte noch nicht zugeschickt bekommen hat. Und umziehen muss sie auch schon wieder, das dritte Mal in diesem Jahr. Diesmal will sie nach Kreuzberg ziehen, in eine WG.

Bereit sie es, nicht zurück nach New York gegangen zu sein?

„So kann ich nicht denken“, sagt sie. „Dieses Jahr muss einen Sinn gehabt haben. Und ich weiß auch nicht, ob ich in New York glücklicher wäre. Das Problem ist nicht Berlin und nicht New York. Das Problem bin ich.“ Sie lächelt. Dann sagt sie, bis September wolle sie es noch in Berlin versuchen, denn der Sommer hier, der sei wirklich sehr schön.



Nora Colie (links) und Redakteurin Anja Reich



Jutta Richarz (links) und Redakteur Boris Herrmann



Manfred Mieruszewski (rechts) und Redakteur Andreas Kopietz



Moritz Westkämper (rechts) und Redakteur Frank Junghänel



Marvin Spichale (links) und Redakteurin Petra Ahne



Tobias Klautke (links) und Redakteur Thomas Leinkauf

BERLINER ZEITUNG/MAX LAUTENSCHLAGER (6)

„Wir sehen uns doch nochmal“

Wenn Journalisten Menschen ein Jahr lang begleiten, finden sie einzigartige Geschichten – nur nicht immer die, die sie erwartet haben

VON ANJA REICH

Nora Colie war ein Risiko. Drei Monate wollte sie in Deutschland bleiben, bis März, vielleicht aber auch länger, bis zum Sommer, oder bis zum Mauerfalljubiläum oder sogar für immer. Sie war 37 und ihr Plan war, keinen Plan zu haben, einfach zu sehen, wie es läuft in Berlin, und wenn es nicht läuft, nach New York zurückzukehren. Für ein Projekt wie das, was wir uns vorgenommen hatten, war Nora Colie eine Herausforderung, denn jedes Treffen hätte das letzte sein können. Einmal war sie wochenlang nicht zu erreichen und wir waren uns sicher, sie hätte aufgegeben und sei lange wieder zurück in New York, aber dann schrieb sie eine gut gelaunte Mail. Sie war noch in Berlin, sie war bloß mal wieder umgezogen, und ihr Handy hatte sie auch verloren.

Die anderen Risiken, die mit diesem Projekt verbunden waren, waren viel grundsätzlicher. Ende letzten Jahres war die Idee entstanden, Menschen durch ein Jahr zu begleiten. Es war die Zeit der Horrormeldungen, der Prophezeiungen, dass 2009 das schlimmste Jahr seit der Weltwirtschaftskrise werden würde. Wir ließen uns anstecken und planten ein Projekt, das im schnellen Internetzeitalter wahnwitzig erscheinen mag und si-

cherlich die Dimensionen einer Tageszeitung sprengt, bei der die Recherchen in der Regel ein paar Stunden dauern, im besten Fall ein paar Wochen oder Monate. Unsere sollte ein ganzes Jahr dauern. Von Januar 2009 bis Dezember 2009, und wir waren spät dran. 2008 ging zu Ende und wir mussten Menschen finden, die das Leben in dieser Stadt abbilden und bei denen nicht jeder Tag wie der andere sein würde.

Aus journalistischer Sicht ist das Risiko, dass nichts passiert, das größte. Als Thomas Leinkauf im Herbst die Nachricht seines Protagonisten Tobias Klautke bekam, dass Siemens in Spandau die Produktion nach Tschechien auslagert, war er entsetzt und gleichzeitig erleichtert. Endlich mal eine richtige Krisennachricht!

Tobias Klautke rief nun öfter bei ihm an und berichtete, was es Neues bei Siemens gibt. In dieser unsicheren Situation war ein Redakteur der Berliner Zeitung der Mensch, dem er von seinen Problemen erzählte. So ähnlich ging es auch den anderen. Als Jutta Richarz im Seniorenheim ihre Projektarbeit tanzte, einer der schwierigsten Momente in ihrem Leben, war nicht nur ihr Ex-Mann anwesend, sondern auch unser Reporter Boris Herrmann. Als Manfred Mieruszewski vor Zahnschmerzen nicht mehr schlafen konnte, kaufte ihm Andreas Kopietz eine Packung Schmerztabletten. Als Nora

Colie zum Arzt musste ohne Krankenversicherung und nicht mal deutsch sprach, fand sich eine Begleitung. „Wir sehen uns doch nochmal“, sagte Moritz Westkämper zu Frank Junghänel, als der sich nach dem letzten Treffen von ihm verabschiedete. Und Marvins Mutter sagte mal zu Petra Ahne: „Du bist schon eine richtige Hausfreundin geworden.“

Sie fasste damit unbewusst in Worte, was vielleicht am schwierigsten war an dem Projekt, ein Jahr lang einen Menschen zu begleiten. Ihn immer wieder zu treffen, und nicht nur, wie sonst, ein- zwei, höchstens dreimal. Hatte man das Gespräch eigentlich als Journalist geführt? Oder als guter Bekannter? Möchte Tobias Klautke, dass seine Depressionen in der Zeitung stehen, auch wenn er gerade freimütig davon erzählt hat? Wird Nora Colie ausgewiesen, wenn bekannt wird, dass sie noch kein Visum hat? Die Grenzen verschwammen und auch die Distanz, und es gab Momente, in denen wir zweifelten, ob alle durchhalten, ob genug Nähe da ist oder zu viel und vor allem, ob die Geschichten interessant genug sind.

Es war ungefähr im September, als wir ein wenig erschrocken feststellten, dass niemandem unserer sechs Protagonisten etwas passiert war, was direkt mit der Krise zu tun hatte. Moritz Westkämper hatte einen Stu-

dienplatz bekommen, Jutta Richarz verwirklichte sich selbst, Nora Colie fand die Mieten in Berlin immer noch viel billiger als in New York, Tobias Klautke konnte als Siemens-Stammarbeiter nicht viel passieren und Manfred Mieruszewski und Marvin Spichale waren gut aufgehoben im bundesrepublikanischen Sozialnetz. Vielleicht hatten wir die falschen Leute ausgewählt. Warum hatten wir keinen Manager dabei, der hart gefallen war? Warum keinen dieser orientierungslosen Jugendlichen, die mit 27 noch nicht wissen, was sie studieren sollen? Und hätten wir im Wahljahr nicht lieber einen Politiker begleitet sollen?

Unsere Zweifel lösten sich auf, als wir an einem Novemberabend zusammensaßen und uns erzählten, was im Leben unserer Protagonisten passiert war. Wir waren überrascht, was die anderen alles herausgefunden hatten, was hinter den Gesichtern der Menschen, die wir nur vom Foto kannten, für Hoffnungen steckten, was für Zweifel und Sehnsüchte. Es waren vielleicht nicht die Krisengeschichten, die wir vor einem Jahr erwartet hatten, aber es waren besondere Geschichten von besonderen Menschen aus unserer Zeit und wir gingen an diesem Abend mit der Erkenntnis auseinander, dass in jedem Leben eine einzigartige Geschichte steckt. Man muss sich nur die Zeit nehmen, sie zu finden.

MAGAZIN

Anja Reich Anja.Reich@berliner-zeitung.de | Petra Ahne Petra.Ahne@berliner-zeitung.de | Carmen Böker (Stilseite) Carmen.Boeker@berliner-zeitung.de
Harald Jähner (Seite acht) Harald.Jaehner@berliner-zeitung.de | Thomas Leinkauf Thomas.Leinkauf@berliner-zeitung.de | Mike Fröhling (Bild)